

Das Werk

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“
VII. Jahrg. Düsseldorf, September 1927 Heft 9

Vom Sinn des Lebens.

Von Thomas Carlyle.

Das Leben eines jeden Menschen ist der Quelle eines Stromes zu vergleichen, dessen kleine Anfänge in der Tat allen klar sind, dessen ferneren Lauf und Bestimmung aber, wenn er sich durch die weiten Flächen unendlicher Jahre schlängelt, nur der Allwissende unterscheiden kann. Wird er sich mit benachbarten Flüssen, diese vergrößernd, mischen oder sie in sich aufnehmen? Wird er ein namenloser Bach bleiben und mit seinen seichten Wellen unter Millionen anderer Bäche und Flüsse die Gluten irgendeines Weltflusses vermehren? Oder soll er ein Rhein oder eine Donau werden, deren Flut eine ewige Grenzlinie auf dem Erdball selbst ist, das Bollwerk und die Heerstraße ganzer Königreiche und Kontinente? Wir wissen es nicht; in allen diesen Fällen wissen wir bloß, daß sein Weg nach dem großen Ozean führt; seine Wasser, und wären sie nur eine Handvoll, sind da und können weder vernichtet noch auf die Dauer zurückgehalten werden.

Das letzte Evangelium in dieser Welt ist: Kenne deine Arbeit und tue sie. „Kenne dich selbst!“ — lange genug hat dieses dein armes „Selbst“ dich gequält. Und du wirst, wie ich glaube, es niemals kennen lernen. Halte es nicht für deine Aufgabe, dich kennen zu lernen, denn du bist ein Wesen, welches du niemals kennen lernen wirst. Wisse vielmehr, woran du arbeiten kannst, und — arbeite daran! Das ist ein besseres System.

Alle Menschenarbeit ist wie die des Schwimmers. Ein ungeheurer Ozean droht ihn zu verschlingen, und wenn er ihm nicht mutig die Stirn bietet, so wird derselbe sein Wort halten. Aber er bietet ihm unaufhörlich und weise Trost, kämpft mutig dagegen; und siehe, wie gehorsam das Meer ihn trägt und als seinen Sieger zum Ziele führt. „Es ist“, sagt Goethe, „mit allen Dingen so, welche der Mensch in dieser Welt unternimmt.“

Wie wahr ist jene alte Fabel von der Sphinx, welche an der Heerstraße lag, den Wanderern ihr Rätsel vorlegte und sie zerriß, wenn sie es nicht lösen konnten. Eine solche Sphinx ist dieses unser Leben für alle Menschen und menschlichen Gesellschaften. Die Natur ist wie die Sphinx himmlisch, lieblich und zart. Sie besitzt das Antlitz und die Brust einer Göttin, endet aber mit den Klauen und dem Leibe einer Löwin. Es liegt in ihr himmlische Schönheit, die himmlische Ordnung und Weisheit bedeutet, aber es liegt in ihr auch eine schwarze, verhängnisvolle Wildheit, welche höllisch ist.

Das Leben war für die Menschen niemals ein Maientanz. Zu allen Zeiten ward das Los der zu harter Arbeit geborenen stummen Millionen durch mannigfache Leiden, Ungerechtig-

keiten, schwere Lasten, vermeidliche und unvermeidliche, entstellt. Es war durchaus kein Spiel, sondern harte Arbeit, welche die Muskeln und das Herz wund machte.

Zu keiner Zeit war das menschliche Leben das, was man ein „glückliches“ nennt; zu keiner Zeit kann es dies sein. Leiden, Widerspruch und Irrtum haben ihren dauernden und sogar unumgänglich notwendigen Wohnsitz auf dieser Erde. Auf diese Weise muß das Übel, das, was wir Übel nennen, stets existieren, solange der Mensch existiert. Das Übel ist in dem weitesten Sinne, den wir ihm beilegen können, eben das dunkle, verworrene Material, aus welchem der freie Wille des Menschen ein Gebäude der Ordnung und des Guten aufrichten soll.

Ein begabter Mann kann zu keiner Periode der Weltgeschichte geboren werden, wo er nicht genug zu tun fände; er kann unter keinen Umständen in das Leben eintreten, ohne daß es Widersprüche zu versöhnen gäbe und ohne daß Schwierigkeiten vorhanden wären, zu deren Befiegung seine ganze Kraft erforderlich ist, wenn sie überhaupt hinreicht.

So ist es von Anbeginn an gewesen, so wird es bleiben bis ans Ende. Generation nach Generation nimmt die Form eines Körpers an und kommt aus ungekannter Nacht hervor in himmlischer Mission zum Vorschein. Die Kraft und das Feuer, welches in einem jeden ist, verbraucht er. Der eine mahlt in der Mühle der Industrie; ein zweiter erklimmt die schwindelnden Alpenhöhen der Wissenschaft, ein dritter wird auf den Feldern des Kampfes im Kriege mit seinen Nebenmenschen in Stücke zerschmettert, und dann wird der vom Himmel Gesendete zurückgerufen. Sein irdisches Gewand fällt hinweg und wird sogar für den Sinn bald ein entschwundener Schatten.

Wie ein wild flammender, wild donnernder Zug himmlischer Artillerie donnert und flammt dieses geheimnisvolle Menschengeschlecht in langgedehnten, schnell aufeinanderfolgenden, erhabenen Erscheinungen durch die unbekannte Tiefe. So tauchen wir gleich einer gottgeschaffenen, feueratmenden Geisterschar aus dem Meere der Ewigkeit auf, eilen stürmisch über die erstaunte Erde und stürzen dann wieder in das Meer der Ewigkeit hinab. Die Gebirge der Erde werden auf unserem Zuge geebnet und ihre Meere ausgefüllt. Der härteste Diamant trägt die Spur unserer Fußtapfen, und die letzte Nachhut des Heeres wird Spuren von dem ersten Vortrab lesen. Aber woher? — O Himmel, wohin? Der Verstand weiß es nicht, der Glaube weiß es nicht, nur daß es durch Geheimnisse, von Gott zu Gott, geht.

(Aus: „Arbeiten und nicht verzweifeln“.)

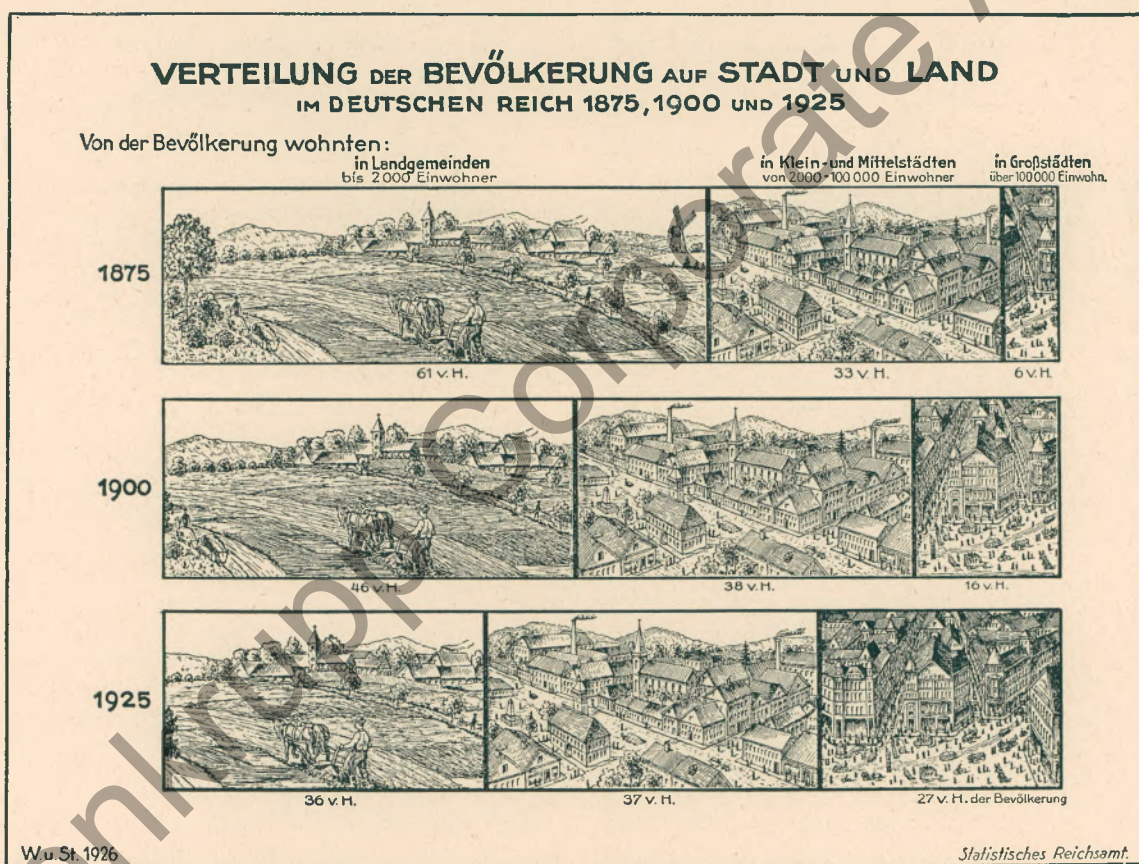
Deutschlands Bevölkerung vor hundert Jahren und heute.

Von Dr. Karl E. Thalheim.

Nur selten machen wir uns klar, daß die Möglichkeit, sich hieb- und stichfeste Gedanken über die zukünftige Entwicklung von Volk und Wirtschaft zu bilden, erst gegeben ist, wenn wir uns der Mühe unterziehen, die bisherige Entwicklungslinie über einen längeren Zeitraum rückblickend zu verfolgen. Erst dann können uns die inneren Zusammenhänge zwischen Zunahme der Bevölkerung auf der einen Seite und Verdichtung der Großstädte, Landflucht, stärkere Anspannung des Einzelnen, Rationalisierung der Wirtschaft auf der anderen Seite klar werden. In einem Land, das für 45 Menschen je ein Quadratkilometer zur Verfügung hat (wie Deutschland vor 100 Jahren), ist es leichter, sich den zum Leben notwendigen Spielraum zu sichern, als dort, wo 120 Menschen auf der gleichen Fläche Wurzeln schlagen müssen, wie das heute der Fall ist.

Das letzte Ziel aller Wirtschaft ist der Mensch. Mit dem Augenblick, da der Mensch anfängt zu leben, fängt er auch an, Bedürfnisse zu haben; er muß essen und trinken, um Hunger und Durst zu stillen, er muß sich kleiden und muß sich Häuser bauen, um sich gegen Frost und Hitze zu schützen. Und weil die Natur dem Menschen die Güter, die er zur Befriedigung seiner Bedürfnisse braucht, nur knapp zumißt, darum ist der Mensch gezwungen, Wirtschaft zu

und immer wieder aufgetaucht, bald pessimistisch, bald optimistisch und zukunftsfröhlich beantwortet. Ja, man kann recht eigentlich sagen, daß das Bevölkerungsproblem das Zentralproblem aller Volkswirtschaftslehre ist, mit dem so oder so alle Seiten des Wirtschaftslebens zusammenhängen. Denn alle Volkswirtschaftslehre, die den Menschen vergißt, die übersieht, daß die Wirtschaft um des Menschen willen da ist und nicht umgekehrt,



Aus: „Wirtschaft und Statistik“, herausgegeben vom Statistischen Reichsamt (Verlag Weimar Hobbings, Berlin 61).

treiben: d. h. planvoll und in Voraussicht der Zukunft den Vorrat an Gütern zu verwalten, der ihm zur Verfügung steht, und durch seine Arbeit dafür zu sorgen, daß immer wieder neue Güter an die Stelle der verbrauchten treten.

Wenn man heute durch die menschenwimmelnden Straßen unserer Riesenstädte geht, dann mag der Nachdenkliche sich wohl einmal die Frage vorlegen, wie denn alle diese Menschen leben können, woher die Lebensmittel und die Rohstoffe kommen, um diese Menschen mit jenen unzähligen Dingen zu versorgen, die bei dem hohen Stande der Entwicklung unserer europäischen Zivilisation auch der breiten Masse zum selbstverständlichen Lebensbedürfnis geworden sind. Und nicht nur der nachdenkliche Laie stellt sich diese Frage; auch in der nationalökonomischen Wissenschaft ist sie immer

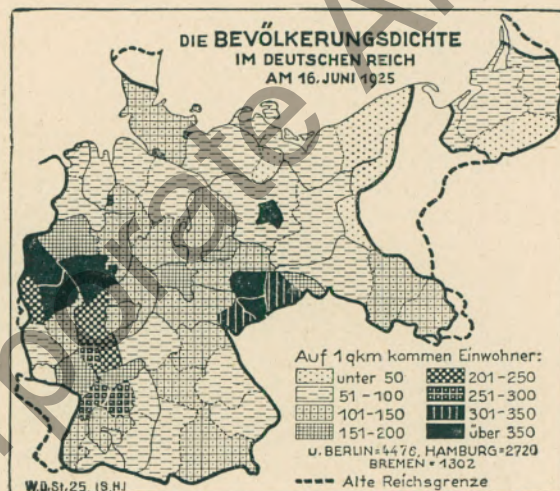
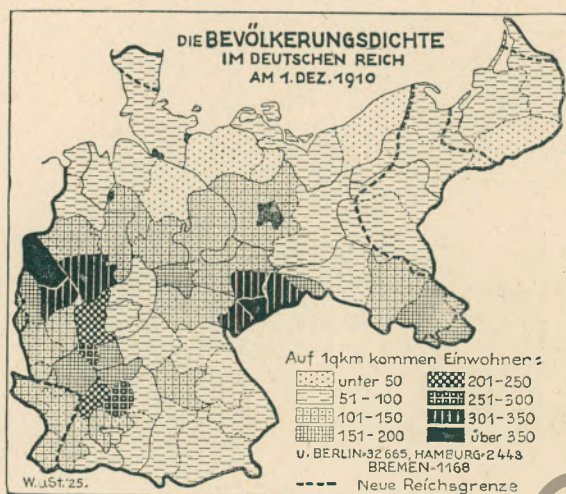
ist lebensfern und ein unfruchtbares Spiel des Gedankens.

Wir Menschen des 20. Jahrhunderts sind Kinder einer Zeit, in der das Wirtschaftliche so im Vordergrund alles Denkens und Tuns steht wie nie zuvor. Und dieses Wirtschaftsleben von heute ist beherrscht durch den Gedanken des Fortschritts. Selbstverständlich ist es uns geworden, daß immer wieder neue Erfindungen auftauchen, die uns eine Steigerung der Produktion und damit der Versorgung ermöglichen, daß neue Märkte erschlossen werden, daß wir in einer Weltwirtschaft leben, die immer wieder wie mit Polypenarmen neue, bisher abseits liegende und mit der Außenwelt wenig verbundene Länder und Völker in ihr Bereich zieht — und daß, als Ursache und gleichzeitig auch

als Folge dieser Erscheinung, die Bevölkerung, namentlich in den europäischen Ländern, stetig und in raschem Tempo anwächst. Das alles ist uns Lebenslust und Lebensnotwendigkeit geworden; und wir können es uns kaum mehr vorstellen, daß es eine Zeit gegeben hat, in der das alles nicht selbstverständlich war, in der es keine Erfindungen gab, keine Verbesserungen der Technik, keine Vermehrung der menschlichen Bedürfnisse und der Produktion, keine Vermehrung der Bevölkerung, keine Umschichtung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse. Viele würden heute wohl erstaunt sein, daß eine Wirtschaft des Beharrens, wie wir sie eben schilderten, jahrhundertlang für das Abendland bestimmend gewesen ist. Es erscheint angebracht, daran zu erinnern, daß der wirtschaftliche Fortschritt, der in raschem Tempo alles Bestehende immer wieder von neuem umwandelt, etwas ist, was eigentlich, wenigstens in diesem Umfange, erst die letzten 150 Jahre uns gebracht haben.

Fortschritt das Ursächliche und die Vermehrung der Bevölkerung nur seine Auswirkung? Eine unlösliche Frage! Wir müssen uns mit der Feststellung begnügen, daß beide Entwicklungen einander bedingen, eine ohne die andere nicht denkbar und nicht möglich ist.

Zunächst aber werden wir, gerade weil man über diese Dinge allgemein so wenig weiß, wohl erst einmal beweisen müssen, daß die rasche und ständige Vermehrung der Bevölkerung wirklich erst eine Erscheinung der Gegenwart und einer gar nicht weit zurückliegenden Vergangenheit ist. Sehen wir uns da einmal die Verhältnisse in Deutschland an. Auf derselben Fläche, die heute etwa 63 Millionen Menschen bevölkern, lebten im Jahre 1816 nur 24 Millionen. Die Bevölkerungszahl Deutschlands ist also in 100 Jahren rund auf das 2½fache gestiegen. Denken wir uns dieses Tempo der Bevölkerungsvermehrung auch auf die Vergangenheit angewandt, so hätten wir um 1700 eine Be-



Aus: „Wirtschaft und Statistik“, herausgegeben vom Statistischen Reichsamt (Verlag Reinmar Hobbing, Berlin 61).

Die Frühzeit der germanischen Völker — wenn wir hier einmal von den Mittelmeerkulturen der Griechen und Römer absehen — und das durch die Stadtwirtschaft charakterisierte Mittelalter waren Zeitalter des Beharrens, der langsamen, organischen Entwicklung, die in Jahrhunderten, nicht, wie heute, in Jahren vor sich ging. Um das Jahr 1500 etwa sehen wir dann zuerst eine Fortschritts-epoche großen Stils: Erfindungen, wie z. B. das Schießpulver und die Buchdruckerkunst, Entdeckungen, wie insbesondere die Amerikas, gaben der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung einen raschen Anstoß nach vorwärts. Aber jene atemraubende Entwicklung, die zum 50 000-Tonnen-Dampfer und zum Flugzeug, zum bis in die fernsten Zonen reichenden Welthandel und zu den Mammutwerken der Großindustrie geführt hat: diese Entwicklung begann doch erst dann, als der Mensch seit 150 Jahren sich die Kohle und dann später die Elektrizität dienstbar machte. Das Maschinenzeitalter begann; und damit ging im Wirtschafts- und Gesellschaftsleben eine Umwälzung vor sich, gegen die alle früheren Veränderungen und Entwicklungen nur schüchtern erste Ansätze und Versuche waren.

Wir sagten schon vorhin, daß zwischen dem wirtschaftlichen Fortschritt und der Bevölkerungsvermehrung enge Beziehungen bestehen; und zwar, wohlgemerkt, so enge und so verwickelte Beziehungen, daß es unmöglich ist, zu sagen, welche von diesen beiden Entwicklungsreihen Ursache und welche die Wirkung ist. Hat die Vermehrung der Bevölkerung den wirtschaftlichen Fortschritt, die Vermehrung der Produktion, die Verbesserung der Technik, die Ausweitung des Verkehrs usw. hervorgerufen — oder ist umgekehrt der

völkering von rund 10 Millionen, 1600 eine solche von 4 Millionen, im Jahre 1000 hätten nur 20 000 Menschen Deutschland bevölkert, und ziemlich zu Beginn unserer Zeitrechnung wären wir bei dem einen Menschenpaare angelangt, von dem die ganze deutsche Bevölkerung heute abstammen müßte, wenn wirklich auch früher schon das deutsche Volk sich in je 100 Jahren auf das 2½fache seines Anfangsbestandes vermehrt hätte. Die Tatsachen beweisen also unwiderleglich, daß dem nicht so ist, und daß in Wirklichkeit die letzten 100 Jahre eine viel stärkere Bevölkerungsvermehrung aufzuweisen haben als die ganze Vergangenheit.

Worauf ist das nun aber zurückzuführen? Sicherlich nicht darauf, daß die Zahl der Geburten in dieser Vergangenheit eine kleinere gewesen wäre als heute. Im Gegenteil: gerade Deutschland war in der beginnenden Neuzeit bekannt für seinen großen Kinderreichtum; sagt doch schon im 16. Jahrhundert der alte Chronist Sebastian Franck in seinem „Chronicon Germaniae“: „Es ist nichts denn Kind über Kind in Teutschland, sonderlich in Schwaben.“ Also an der geringen Kinderzahl lag es sicherlich nicht, wenn die deutsche Bevölkerung so langsam anwuchs. Des Rätsels Lösung ist aber einfach: der hohen Geburtenziffer stand eine ebenfalls außerordentlich hohe Sterblichkeitsziffer gegenüber.

Der Begriff der Volkshygiene, die Bekämpfung der verheerenden Krankheiten, die immer wieder als Geißel des Volkes durch die Lande zogen, waren unbekannt. Die Säuglingssterblichkeit war groß; und immer wieder kamen die großen Seuchen, insbesondere die Pest, der „schwarze Tod“, und ließen ganze Städte und Landschaften veröden.

Wenn wir heute in der Zeitung lesen, daß irgendwo in Asien oder sonstwo, viele tausende Kilometer entfernt, die Pest aufgetaucht ist, dann überläuft uns wohl ein Gruseln; aber wir können sicher und unbeforgt sein, daß wir nichts von ihr zu befürchten haben. Viele Jahrhunderte hindurch aber war es anders; da wurde immer wieder der „schwarze Tod“ zur schauerlichen Wirklichkeit, vor der die Menschen zu Tausenden dahinstarben. Und neben den Seuchen haben auch die zahlreichen Kriege verhältnismäßig einen sehr viel größeren Teil der Bevölkerung dahingerafft, als das heute der Fall ist. Noch bis weit in das 18. Jahrhundert hinein konnte man in Deutschland Dörfer sehen, die durch die Schrecknisse des Dreißigjährigen Krieges verödet und bis dahin noch nicht wieder besiedelt waren.

Später als England und Frankreich, erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, tat Deutschland den Schritt zur modernen großindustriellen Entwicklung. Wenn wir uns den Zustand der deutschen Bevölkerung vor 100 Jahren ansehen, so werden wir finden, daß dieser damals den Verhältnissen des Mittelalters viel näher stand als denen der Gegenwart.

Wir sagten schon, daß Deutschland damals ein für unsere Begriffe schwach bevölkertes Land war. Im Jahre 1816 lebten, um diese grundlegende Zahl noch einmal zu wiederholen, auf dem Vorkriegsgebiete des Deutschen Reiches 24 Millionen Menschen. Das bedeutet also, daß auf den Quadratkilometer 45 Menschen entfielen, während vor dem Kriege bei einer Gesamtbevölkerung von 64,8 Millionen rund 120 Menschen auf einem Quadratkilometer wohnten. Wesentlich ist ferner, daß ein recht erheblicher Teil dieser Bevölkerung auf dem Lande lebte, und daß es „Großstädte“ in unserem Sinne überhaupt kaum gab; eine einzige Stadt, Berlin, gehörte mit rund 150 000 Einwohnern in die Klasse der Großstädte, die wir bekanntlich heute von einer Einwohnerzahl von 100 000 ab rechnen; und außer Berlin gab es in dem damaligen Preußen noch drei Städte mit mehr als 50 000 und 14 mit mehr als 10 000 Einwohnern, alle übrigen sogenannten „Städte“ in Preußen blieben hinter einer Einwohnerzahl von 10 000 zurück. Woher sollten aber auch damals Großstädte modernen Charakters entstehen?

Die im letzten Jahrhundert zu einer so starken Entwicklung des Städtewesens führende Ursache war die Industrie, die eben in Deutschland die Neigung zu einer Zusammenballung an bestimmten Punkten aufwies, auch wo die technischen Voraussetzungen eine solche nicht unbedingt gefordert hätten. In wundervoller Weise hat Oswald Spengler im zweiten Bande seines „Unterganges des Abendlandes“ diese Stadtbildung und ihre seelischen Wirkungen geschildert:

„Der Steinkoloz Weltstadt steht am Ende des Lebenslaufes einer jeden großen Kultur. Der vom Lande seelisch gestaltete Kultur Mensch wird von seiner eigenen Schöpfung, der Stadt, in Besitz genommen, beseffen, zu ihrem Geschöpf, ihrem ausführenden Organ, endlich zu ihrem Opfer gemacht. Diese steinerne Masse ist die absolute Stadt. . . . Diese letzten Städte sind ganz Geist. Ihre Häuser sind nicht mehr Abkömmlinge

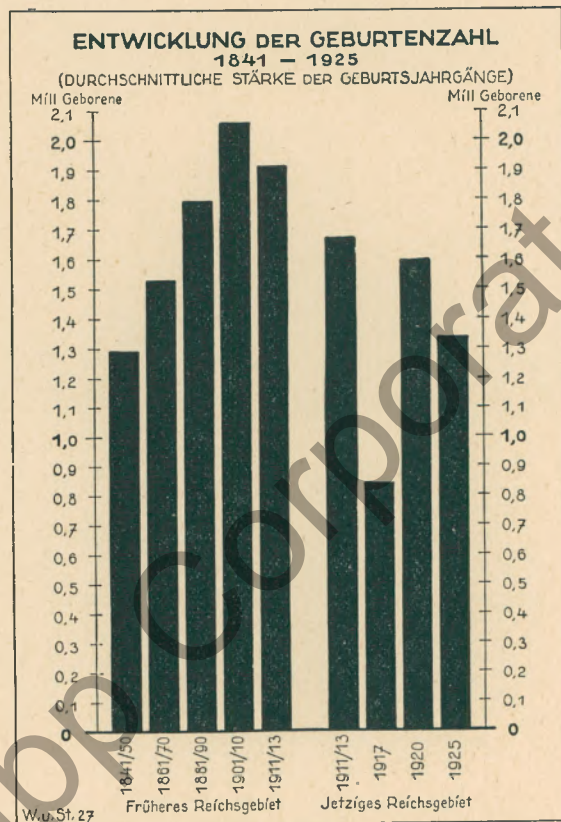
des alten Bauernhauses, von dem einst die Kultur ihren Ausgang nahm. Sie sind überhaupt nicht mehr Häuser, in denen Vesta und Janus, die Penaten und Laren irgendeine Stätte besizen, sondern bloße Behausungen, welche nicht das Blut, sondern der Zweck, nicht das Gefühl, sondern der wirtschaftliche Unternehmungsgeist geschaffen hat. . . . Kein Elend, kein Zwang, selbst nicht die klare Einsicht in den Wahnsinn dieser Entwicklung setzt die Anziehungskraft dieser dämonischen Gebilde herab. Es gibt hier nur ein Vorwärts, kein Zurück. Das Bauerntum gebar einst den Markt, die Landstadt, und nährte sie mit seinem besten Blute. Nun saugt die Riesenstadt das Land aus, unersättlich, immer neue Ströme von Menschen fordernd und verschlingend, bis sie inmitten einer kaum noch bevölkerten Wüste ermattet und stirbt. Wer einmal der ganzen sündhaften Schönheit dieses letzten Wunders aller Geschichte verfallen ist, der befreit sich nicht wieder.“

Den schicksalhaften Charakter der Stadtbildung und Stadtherrschaft weiß Spengler in diesem Abschnitt seines großen Werkes wunderbar zu schildern. Für kaum ein Land gilt diese Schilderung besser als für Frankreich; dort ist wirklich Paris in vollständiger und ausschließlicher Weise Mittelpunkt des Volks- und Geisteslebens geworden. In Deutschland liegen die Dinge doch ein wenig anders; trotz aller dahingehenden Ansprüche wird Berlin wohl niemals in diesem Maße beherrschender Mittelpunkt Deutschlands werden, weil es neben ihm noch eine große Anzahl anderer Städte gibt, die durch Vergangenheit und gegenwärtige Leistung ebenfalls Anspruch auf geistige, politische und wirtschaftliche Führerstellung erheben dürfen.

Kein Zweifel ist jedenfalls — man braucht dazu nur einmal die Statistiken in die Hand zu nehmen — daß in den letzten 100 Jahren die Stadtbevölkerung gegenüber den Bewohnern des Landes an Zahl und Bedeutung ganz außerordentlich zugenommen hat. Der Statistiker spricht hier von „Bevölkerungsagglomeration“, d. h. Bevölkerungszusammenballung. Weitaus am größten sind

die Schwankungen nach oben und unten bei den Großstädten und auf dem platten Lande. 1871, bei der Gründung des Deutschen Reiches, wohnten noch nicht 5% der Bevölkerung in Großstädten, 1910 schon mehr als 25%, und seither hat sich diese Entwicklung noch weiter fortgesetzt. Dagegen lebten 1871 in Orten unter 2000 Einwohnern 64% der Bevölkerung; 1910 war dieser Anteil schon auf 42,6 heruntergegangen.

Aus einer Betrachtung dieser Zahlen ergibt sich, daß die Städte mit ungeheurer Saugkraft Menschen vom Lande an sich ziehen. Während die Städte auch der absoluten Bevölkerungszahl nach ganz erheblich anwachsen, bleibt gleichzeitig die Bevölkerung des platten Landes der absoluten Zahl nach einigermaßen gleich; das bedeutet aber, daß mehr oder weniger der ganze Bevölkerungsüberschuß des platten Landes von den Städten aufgeschluckt wurde. Geographisch bedeutete diese Bevölkerungsverschiebung eine Wanderung von Osten nach Westen. Auch dafür nur ein statistisches Beispiel: in dem Jahrsfünft 1900 bis 1905 hatten die östlichen, vornehmlich ländlichen Provinzen Preußens: Ost- und Westpreußen, Pommern, Posen, Schlesien, trotz hohen Geburtenüberschusses im



Aus: „Wirtschaft und Statistik“, herausgegeben vom Statistischen Reichsamt (Verlag Reimar Hobbing, Berlin 61).

ganzen einen Verlust durch Wanderung von 440 000 Personen, während die übrigen preußischen Provinzen Gewinne durch Wanderung über ihren Geburtenüberschuß hinaus mit zusammen 540 000 Personen zu verzeichnen hatten. Also in manchen Jahren wurde nicht nur der gesamte Geburtenüberschuß dieser überwiegend ländlichen Gebiete des preußischen Ostens von den Städten aufgesogen, sondern es wanderten darüber hinaus noch Menschen ab, so daß also eine absolute Abnahme der ländlichen Bevölkerung eintrat. National gesehen, hatte diese Binnenwanderung eine wenig erfreuliche Folge: die nämlich, daß der leere Raum, der durch die Abwanderung von ansässigen Deutschen entstand, durch zuwandernde Polen wieder ausgefüllt wurde. Welche politischen und sozialen Wirkungen diese polnische Zuwanderung hatte, brauchen wir hier wohl nicht näher auszuführen.

Diese Binnenwanderung vom Lande nach der Stadt, von Westen nach Osten stellt nun aber gleichzeitig auch eine Verschiebung in der beruflichen Zusammensetzung der Bevölkerung dar. Denn die abwandernden Menschen kommen aus der Landwirtschaft; aufgenommen aber werden sie zum weitaus größten Teile von der Industrie, die ja in diesem Jahrhundert in Deutschland eine staunenswerte Entwicklung genommen und daher auch einen erheblichen Arbeiterbedarf entwickelt hat. Nun ist freilich der Arbeiterbedarf der Industrie von sehr wechselnder Größe; denn in der modernen kapitalistischen Wirtschaft verläuft die Entwicklung ja nicht gleichmäßig in einer geraden Linie, sondern wellenförmig; Hochschwung und Absinken, gute und schlechte Konjunkturen wechseln miteinander ab.

Der wesentlichste Grund, von dem die Überschußbevölkerung des platten Landes in die Städte gezogen wird, sind die höheren Löhne, die sie in den Städten verdienen können; dieser wirtschaftliche Vorteil wird aber zum Teil aufgewogen durch den Umstand, daß gerade diese Bevölkerungsteile von den wirtschaftlichen Wechsellagen, den Konjunkturen, und deren bedauerlichster Begleiterscheinung, der Arbeitslosigkeit, ganz besonders stark getroffen werden. Die landwirtschaftliche Überschußbevölkerung ist die eigentliche „industrielle Reservearmee“, aus der sich die Industrie in Zeiten starken Arbeiterbedarfes die erforderlichen Arbeitskräfte holt.

So sehen wir also, daß in den letzten 100 Jahren nicht nur die geographische Verteilung der Bevölkerung auf Stadt und Land und nicht nur die absolute Bevölkerungszahl sich ganz erheblich gewandelt haben, sondern ebenso auch die berufliche Zusammensetzung der Bevölkerung.

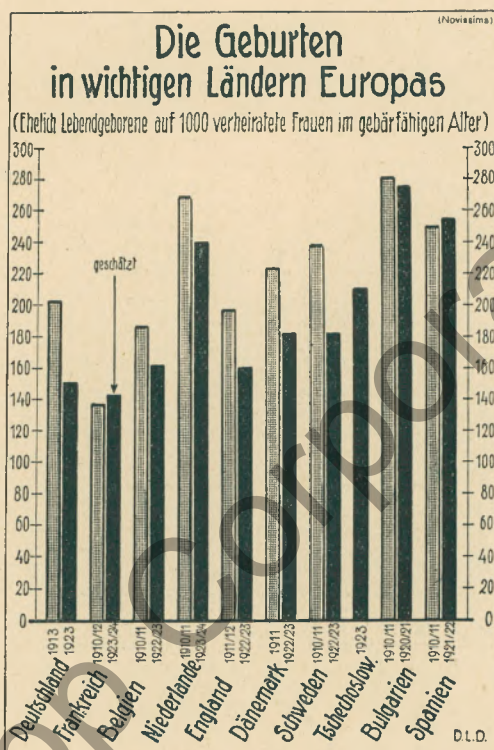
Denken wir nun noch einmal an das, was wir zu Beginn dieses Aufsatzes ausgesprochen hatten: daß nämlich die letzten 150 Jahre in Deutschland ein ständiges starkes

Steigen der Bevölkerungszahl aufweisen. Wie steht es nun mit der Versorgung dieser Bevölkerung? Lebten die 24 Millionen von 1816 besser als die 64 Millionen von 1910? Man könnte versucht sein, das erstere zu denken, da doch damals, vor 100 Jahren, viel weniger Menschen sich in die Gaben der Natur zu teilen hatten als heute. Aber das stimmt nun eben gerade nicht; denn tatsächlich liegen die Dinge so, daß trotz der starken Bevölkerungsvermehrung der allgemeine Stand der Lebenshaltung sich in dieser Zeit ganz wesentlich gehoben hat, und zwar nicht nur auf den Höhen der Gesellschaft, sondern ebenso auch in den breiten unteren Schichten. Die Erklärung für diese scheinbar auf den ersten Blick überraschende Tatsache

liegt darin, daß in dieser Zeit das Tempo des wirtschaftlichen Fortschrittes eben ein noch rascheres gewesen ist als das der Bevölkerungsvermehrung. Denn eine Erfindung, eine technische Verbesserung, eine Ausweitung des Verkehrs und der weltwirtschaftlichen Beziehungen jagte ja die andere. Und das Ergebnis war, daß die Produktivität der Wirtschaft in einem früher unbekannten Maße anstieg. Bei der industriellen Produktion, bei der die Rolle des Großbetriebes noch besonders ins Gewicht fällt, liegt das auf der Hand; es gilt aber ebenso auch für die Landwirtschaft. Im ganzen gesehen, ist die Ergiebigkeit der deutschen Landwirtschaft im vergangenen Jahrhundert sicherlich auf das Doppelte, vielleicht auf das Dreifache gestiegen.

Auch dies fügt sich ein in das Bild der außerordentlichen Wandlungen, die Wirtschaft und Gesellschaft Deutschlands im Laufe der letzten 100 Jahre durchgemacht haben. „Ein unerhörtes Jahrhundert“ nennt Werner Sombart in seinem schönen Buche über „Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert“ diese Zeit; und er hat Recht damit, denn keine frühere Zeit hat jemals so

gewaltige Wandlungen in der Wirtschafts- und Gesellschaftsstruktur erlebt wie diese. Ob diese Entwicklung und dieses Fortschrittstempo sich fortsetzen werden? Wir wissen es nicht; aber wer mit scharfen Augen die Entwicklungen der Gegenwart verfolgt, dem mag es wohl scheinen, daß das Tempo des Fortschritts ein ruhigeres, die Entwicklung eine langsamere und organischere zu werden beginnt. Auch in der Bevölkerungsbewegung spricht manches dafür. Der Geburtenrückgang wurde vor dem Kriege nicht nur in Frankreich zu einem Problem der Bevölkerungspolitik. Und wenn wir an das denken, was wir zu Anfang dieses Aufsatzes über die Zusammenhänge zwischen wirtschaftlichem Fortschritt und Bevölkerungsvermehrung aussprachen, so können wir wohl zu der Überzeugung kommen, daß auch dieser allmähliche Rückgang im Tempo der Bevölkerungsvermehrung ursächlich verknüpft sein wird mit einem Nachlassen des allgemeinen Fortschrittstempos im Wirtschaftsleben der europäischen Völker.



Mit Ausnahme von Frankreich und Spanien hat in den wichtigsten Ländern Europas die Geburtenziffer gegenüber der Vorkriegszeit stark abgenommen. In Deutschland hatte sich von 1841 bis 1910 die absolute Zahl der durchschnittlich in einem Jahr Geborenen von 1,3 Millionen auf 2,1 Millionen vermehrt. Erst von den letzten Vorkriegsjahren ab trat, gewiss zum Teil infolge der veränderten Sexualmoral, eine Veränderung ein. Der Durchschnitt der Geborenenzahl des heutigen Reichsgebietes, der 1911 bis 1913 noch 1674 130 betragen hatte, war 1923 nur noch 1334 311.

Deutschlands Wirtschaft in Zahlen.

Von Dr. Gerhard Fürst, Berlin.

Alle Maßnahmen unserer Wirtschaftspolitik haben, wenn sie sinnvoll und zweckmäßig sein wollen, die genaue Kenntnis der deutschen Wirtschaftsstruktur zur Voraussetzung. Die zahlenmäßig genauen Unterlagen über die berufliche und soziale Gliederung der deutschen Bevölkerung, die der Verwaltung, der Wissenschaft und der wirtschaftlichen Praxis, insbesondere den wirtschaftlichen Organisationen zur Verfügung standen, stammen aus dem Jahre 1907 und sind also seit langem durch den Krieg und die Nachkriegsentwicklung überholt. In den ersten Nachkriegsjahren war eine umfassende Inventur der deutschen Volkswirtschaft durch die Unsicherheit der Grenzziehung in den Abstimmungsgebieten, durch den Ruhrkampf und durch andere Gründe unmöglich gemacht; auch die im Juni 1925 endlich durchgeführte allgemeine Volks-, Berufs- und Betriebszählung konnte nicht auf das Saargebiet ausgedehnt werden. Die Ergebnisse der Berufszählung sind nunmehr nach fast zweijähriger Arbeit zusammengestellt und in der vom Statistischen Reichsamtherausgegebenen Zeitschrift „Wirtschaft und Statistik“ veröffentlicht worden.

Die Aufgabe der Berufszählung ist es, die gesamte Bevölkerung des Deutschen Reiches nach ihrer beruflichen Tätigkeit zu gliedern, um so gewissermaßen die verwirrende Fülle der Erscheinungen des wirtschaftlichen Lebens zu ordnen und in ein System zu bringen. Es soll die zahlenmäßige Bedeutung der einzelnen Erwerbszweige im Rahmen der Gesamtwirtschaft dargelegt werden, deren Kenntnis für die Zoll- und Handelspolitik von größter Wichtigkeit ist. Die Gliederung der in den verschiedenen Wirtschaftszweigen beschäftigten Personen nach ihrer Stellung im Betriebe und nach ihrer beruflichen Tätigkeit, nach Alter und Familienstand wird für die Fragen des Arbeitsmarktes, des Berufsnachwuchses, der Arbeitskämpfe, der Lohn- und Arbeitszeitpolitik und eine große Reihe weiterer wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Probleme wichtige Einblicke vermitteln.

Eines der wichtigsten und interessantesten Ergebnisse der Berufszählung ist die Feststellung einer großen Zunahme

des erwerbstätigen Teils der Bevölkerung. Von der gesamten Reichsbevölkerung, die am Zählungstage 62 410 619 Personen betrug, sind fast genau 32 Millionen oder mehr als 51 % (gegenüber 45,7 % im Jahre 1907) unmittelbar hauptberuflich im Wirtschaftsleben tätig, etwa 3,8 Millionen sind berufslose Rentner usw., der Rest der Bevölkerung besteht aus den Familienangehörigen ohne eignen Haupterwerb, wobei die Tätigkeit der Hausfrau im

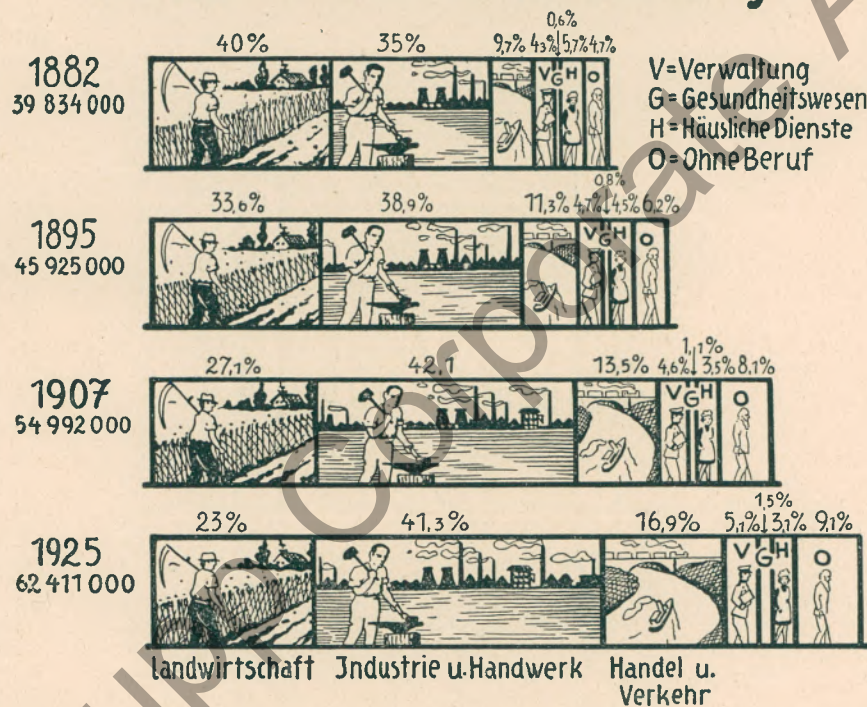
Interesse einer Klärung der eigentlichen Frauenarbeit nicht als Erwerb gezählt worden ist. Die Zahl dieser Ehefrauen, die gar nicht oder nur nebenberuflich erwerbstätig sind, beträgt 8,8 Millionen.

Die Hauptursache dieser Zunahme von knapp 46 % auf über 51 % ist in den Verschiebungen des Altersaufbaus der Bevölkerung zu suchen. Durch den Geburtenausfall der Kriegsjahre und durch das Einrücken der noch vor dem Kriege geborenen Millionenjahrgänge in das erwerbsfähige Alter haben wir heute mehr Erwachsene und weniger Kinder als früher und infolgedessen auch mehr Hände, die Arbeit und Verdienstmöglichkeiten brauchen. Bei den Männern haben die Kriegsverluste von fast 2 Millionen zwar eine empfindliche

Lücke in die Zahl der Erwachsenen gerissen, doch auch diese Lücke ist heute durch den Nachwuchs zahlenmäßig mehr als ausgefüllt, wir haben heute schon wieder mehr erwachsene Männer als vor dem Kriege.

Bei der weiblichen Bevölkerung ist der Anteil der Erwachsenen im Verhältnis zur Kinderzahl noch größer. Die Kriegsverluste der Männer haben viele Frauen zur Cheliosigkeit verurteilt, viele Mädchen, die früher im eignen Haushalt eine Betätigungsmöglichkeit gefunden hätten, müssen heute ihr Brot selbst verdienen; die Zunahme der Erwerbstätigkeit wird durch diese Entwicklung erklärlich. Die deutsche Wirtschaft muß heute, trotzdem die gesamte Bevölkerung innerhalb der neuen Reichsgrenzen sich seit Kriegsausbruch nur wenig verändert hat, etwa 1,9 Millionen Männern und fast 2 Millionen Frauen

Wie sich Deutschlands Bevölkerung im Wirtschaftsleben betätigt



Rund 32 Millionen Menschen (51,3 % der gesamten Reichsbevölkerung) stehen in Deutschland heute im Erwerbsleben, und zwar 20,5 Millionen Männer und 11,5 Millionen beruflich tätige Frauen. An erster Stelle stehen die Industrie und das Handwerk, die mit den Angehörigen der Erwerbstätigen 41,3 % der Reichsbevölkerung umfassen. Mit 23 % folgt die Landwirtschaft und mit 16,9 % der Handel und das Verkehrswesen. Diese drei Abteilungen, in denen das eigentliche Wirtschaftsleben ausgedrückt ist, beschäftigen zusammen 88,4 % aller überhaupt Erwerbstätigen und ernähren 87,2 % der Bevölkerung.

mehr als früher eine Erwerbsmöglichkeit bieten. Dabei ist die Verminderung des Heeres, die rund 600 000 Männer dem Wirtschaftsleben zur Verfügung gestellt hat, noch unberücksichtigt geblieben. Die Frage der Arbeitslosigkeit erscheint unter diesen Umständen in einem ganz neuen Licht, aber auch für viele andere Probleme — man denke nur an die Wohnungsnot — ist diese starke Zunahme der Erwachsenen von großer Wichtigkeit.

Der Zustrom an Erwerbstätigen ist, von dem Zeitpunkt der letzten Zählung, also vom Jahre 1907 gerechnet, noch erheblich größer, er stellt sich auf 6,85 Millionen Personen. Welche Erwerbszweige haben diesen Zuwachs aufzunehmen vermocht? Der größte Teil von 3,2 Millionen hat in der Industrie und im Handwerk Aufnahme gefunden, die Zahl der Erwerbstätigen dieser Gruppe hat sich dadurch auf 13 238 000 erhöht. Fast genau 2 Millionen Erwerbstätige haben im Handel und im Verkehrswesen unterkommen können; an dritter Stelle folgt die Landwirtschaft, in der 1,2 Millionen Erwerbstätige mehr gezählt worden sind als vor dem Kriege. Es handelt sich hier hauptsächlich um mit-helfend tätige Familienangehörige, also um die Söhne und die künftigen Hoferben, die Ehefrauen und Töchter. Die Aufhebung der allgemeinen Wehrpflicht und die Schwierigkeiten des wirtschaftlichen Fortkommens in der Stadt haben offenbar die erwachsenen Familienangehörigen auf dem Lande gehalten. Die drei genannten Erwerbszweige haben also fast den ganzen Zustrom an Erwerbstätigen aufgenommen, der öffentliche Dienst und die freien Berufe, Kunst, Theater usw. haben nur 175 000, das Gesundheitswesen 265 000 Personen mehr beschäftigt als im Jahre 1907.

Die verschieden große Zunahme der Erwerbstätigkeit hat auch das zahlenmäßige Verhältnis der großen, von der Berufsstatistik unterschiedenen Erwerbszweige zueinander nachhaltig beeinflusst. Das lebhaft erörterte Problem früherer Jahrzehnte, ob Deutschland ein Industrie- oder ein Agrarstaat sei, kann heute kaum noch umstritten werden. Die landwirtschaftliche Bevölkerung des Deutschen Reiches in seinen heutigen Grenzen, die schon bei früheren Zählungen ständig zurückgegangen ist, hat diese rücklaufende Entwicklung fortgesetzt, sie betrug am Zählungstage 14,4 Millionen Menschen gegen noch 14,9 Millionen im Jahre 1907 oder 15,9 Millionen im Jahre 1882. Bei den geringen Besiedelungsmöglichkeiten des deutschen Bodens wird diese Entwicklung kaum aufgehalten werden können. Infolge der steigenden Gesamtbevölkerung des Reiches ist der prozentuale Anteil der Landwirtschaft noch schneller und stärker gesunken, näm-

lich von 40% im Jahre 1882 auf 23%, also auf weniger als ein Viertel, im Jahre 1925!

Die Industrie und das Handwerk vereinigen zwar rd. 25,8 Millionen Menschen auf sich — das sind 2,6 Millionen mehr als im Jahre 1907 —, dieser Zuwachs hat aber nicht genügt, der Industrie den gleichen prozentualen Anteil zu sichern wie im Jahre 1907. Der Anteil der Industrie und des Handwerks an der Reichsbevölkerung ist von 42,1% auf 41,3% zurückgegangen. Dieses Ergebnis erscheint zunächst überraschend, es ist jedoch der zahlenmäßige Ausdruck der fortschreitenden Mechanisierung der Arbeit, der gesteigerten Maschinenverwendung und sonstiger Rationalisierungsmaßnahmen. Die Erwerbstätigen der Industrie und des Handwerks haben um rd. 32% zugenommen seit 1907, die zum Antrieb von Arbeitsmaschinen installierte motorische Kraft hat sich dagegen in der gleichen Zeit annähernd verdreifacht.

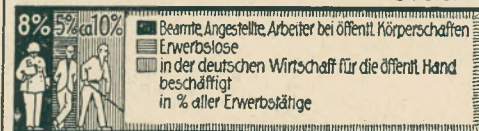
Die zum Handel und Verkehrswesen gehörende Bevölkerung hat absolut mit fast 3,2 Millionen Menschen und — wenn man von der kleinen Gruppe „Gesundheitswesen und soziale Fürsorge“ absieht — auch prozentual die größte Zunahme aufzuweisen. Da im Handel erhöhte Leistungen weniger durch Maschinenverwendung als durch Vermehrung des Personals erzielt werden müssen, war eine stärkere Zunahme als in der Industrie zu erwarten. Inwieweit diese Zahlen die vielumstrittene Überlegung des Handels beweisen, wird nur eine genaue Sonderuntersuchung darlegen können.

Die übrigen großen Abteilungen der Berufsstatistik enthalten vielfach sehr verschiedenartige Elemente, so daß auch hier eine eingehende Gliederung abgewartet werden muß, wenn man tiefgehende Einblicke in die Entwicklung der öffentlichen Verwaltung, der freien Berufe usw. gewinnen will.

Von besonderem Interesse ist schließlich das Wachstum der Abteilung „Ohne Beruf und Berufsangabe“, die um etwa 1,2 Millionen Menschen größer geworden ist und insgesamt 5,7 Millionen oder 9,1% der Gesamtbevölkerung umfaßt. Es handelt sich hier zum überwiegenden Teil um Invalidenrentner, Sozialrentner, Kriegs- und Hinterbliebenenunterstützungsempfänger und die von ihnen unterhaltenen Angehörigen. Die Arbeitslosen sind hier nicht gezählt. Die Herabsetzung der Altersgrenze der Invalidenversicherung von 70 auf 65 Jahre und die Kriegsfolgen sind die Hauptursache dieser Entwicklung. Aber auch die Verschiebung im Altersaufbau der Bevölkerung und die verringerte Sterblichkeit lassen für die Zukunft erwarten, daß der Anteil der von der Allgemeinheit zu erhaltenden älteren Personen, die aus dem Erwerbsleben ausgeschieden sind, weiterhin ansteigen wird.

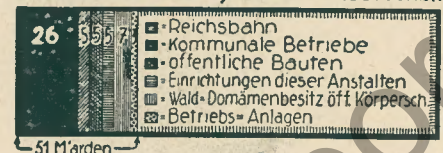
Die öffentliche Hand in Deutschland

Wieviele Deutsche leben vom Staat?



Welchen Anteil hat das öffentliche Vermögen am Volksvermögen?

Das deutsche Volksvermögen 1926: 170-180 Milliarden



Was erhält die öffentl. Hand vom Volkseinkommen?



Seit der Vorkriegszeit hat der Anteil der öffentlichen Hand an der deutschen Wirtschaft und Arbeit stark an Umfang und Einfluß gewonnen. Rechnet man zu den Beamten des Reiches, des Staates und der Gemeinden noch die dem Staat mittelbar dienenden erwerbstätigen Deutschen, so kann man sagen, daß ungefähr jeder siebente Deutsche vom Staate bezahlt wird. Vom deutschen Volksvermögen, das für 1926 auf etwa 170 bis 180 Milliarden geschätzt wurde, kommt nach Abzug der Eisenbahnschuld ein Sechstel bis ein Achtel auf das öffentliche Vermögen. Die sichtbare Kapitalbildung des deutschen Volkes vollzieht sich zu mehr als der Hälfte bei öffentlichen Sparkassen und Banken. Von den Erwerbseinnahmen des deutschen Volkes (1913: 42, 1925: 50-55 Milliarden) nehmen die öffentlichen Körperschaften 22-25 Proz. in Anspruch (vor dem Kriege 12½ Proz.).

Industrialismus und Photographie.

Von Dr. Oskar Schürer, Prag.

Mit vier Aufnahmen von A. Renger-Paßsch.

Die Photographie, dieses Lichtbildverfahren mittels mechanischer Übertragung, war „fällig“ zur Zeit des Industrialismus. Die tiefsten Kräfte, die zum Aufbau des Industrialismus, dieses ungeheuren Gefüges von Fabrik und Arbeitsmensch, von Maschine und Kraft, von Riesenstadt und modernem Verkehr, führten, diese Kräfte mußten jenes Verfahren heraufführen, das die Bildübertragung, bisher nur auf handwerklich-manuell-künstlerischem Wege möglich, durch technische Hilfsmittel gewährleistete. Die Photographie gehört in diese Welt der technischen Energien, sie gehört in dieses rasende Kräftespiel, in dem es gilt, den Augenblick zu fassen, ihn festzuhalten im scharfen, präzisen, alles erfassenden Bild.

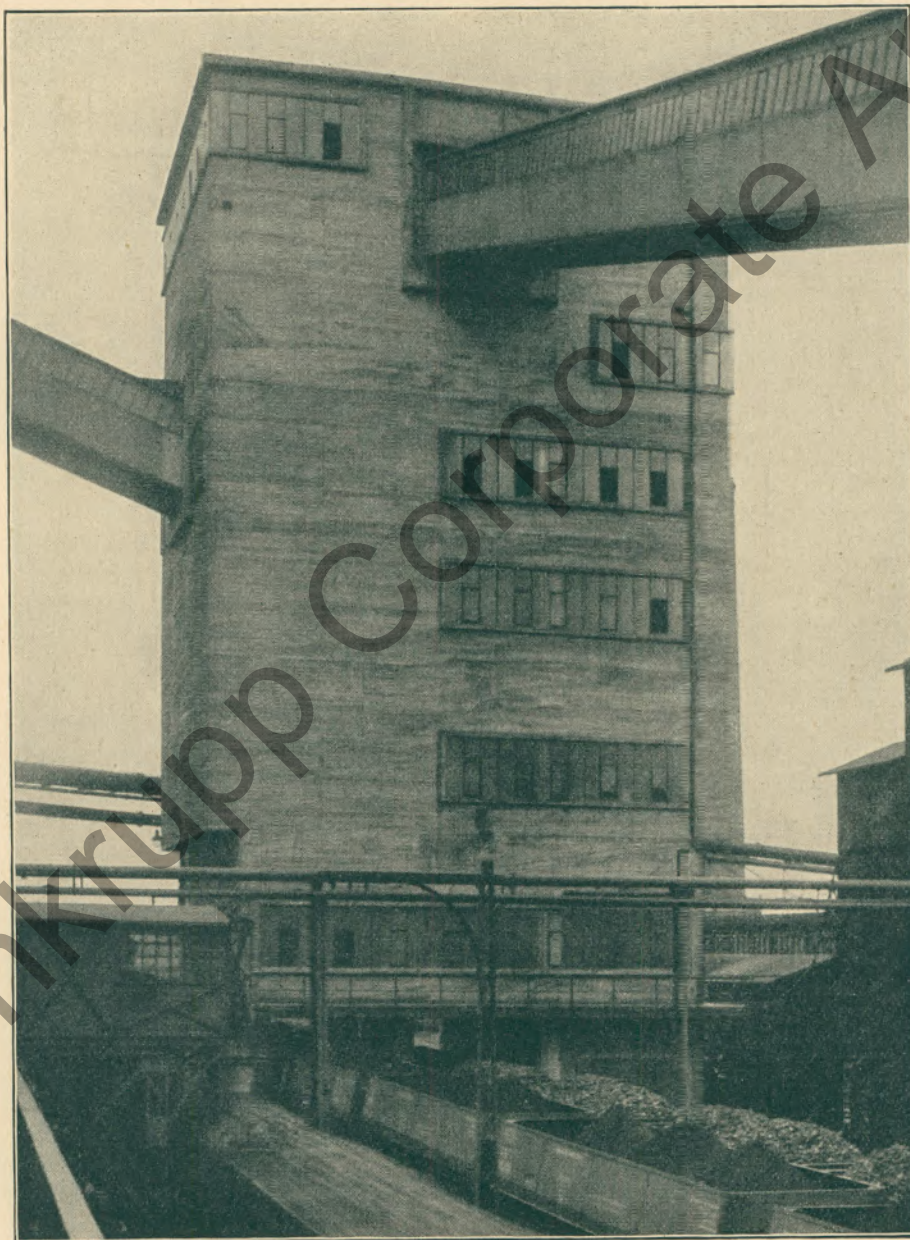
Nach Herkunft wie nach Zweck ist die Photographie im Industrialismus verankert: Herkunft aus der Technik, der angewandten Physik; Zweck zur Genauigkeit, zur augenblicklichen peinlichen Erfassung eines Tatbestandes. Daraus erhellt jene unerbittliche Sachlichkeit, in der alle subjektive Auffassung zurückstehen muß hinter den objektiven Erfordernissen.

Aber nicht davon soll hier die Rede sein, nicht von diesen innersten Zusammenhängen der Photographie mit dem Industrialismus. Wie die Photographie als Bildnerin dem Wesen des Industrialismus gegenübertritt, wie sie ihn im Bilde gestaltet, soll hier unter Aufweisung einiger uns vorbildlich erscheinender Proben behandelt werden; denn die Photographie strebt über ihren ursprünglichen Gebrauchs- und Zweckcharakter hinaus in eine sie den Zweckbereichen

enthebende Schicht: sie ist Bildnerin künstlerischer Werte, und als solche hat sie auf künstlerische Würdigung Anspruch.

Als künstlerische Betätigung also sucht sie sich selbstherrlich ihre Stoffgebiete aus, sucht sich unter anderen auch jenes Gebiet aus, dem sie entsprungen ist: den Industrialismus. Wie sie sein Wesen in die Gestaltung zu zwingen sucht, sei hier gefragt.

Seit einem Jahrhundert bestimmt der Industrialismus die Entwicklung der Zeit. Neue Lebensgebiete hat er uns erschlossen und mit ihnen auch neue Anschauungsgebiete. Die bildende Kunst hat sich dieser Anschauungsgebiete bemächtigt, hat versucht, das industrielle Geschehen im Bilde zu gestalten. Im 13. Jahrhundert geschah dies fast immer mit einer Art von Protestgebärde. Der Fluch der Industrie, wie er auf der armen Menschenkreatur, auf der Erde überhaupt lastet, wurde rein gefühlsmäßig dargestellt. Diese Einstellung der Kunst war damals ganz folgerichtig: Haupttriebkraft aller Kunst des 19. Jahrhunderts, vor allem der deutschen, war das „Naturgefühl“, von dem aus alles Menschliche wie Sachliche der Welt zusammenhängend gewertet und auch gestaltet wurde. Im Industrialismus schien eine diesem Naturgefühl urfeindlich entgegen-



(Baufirma: Wiener & Trachse. Dortmund.)

„Kohle.“

stehende Macht aufzutreten. Also mußte die Kunst als Hüterin der menschlich-natürlichen Belange mit Gegenwehr oder gar Abscheu auf ihn antworten. Soziale Regungen mischten sich in diese Äußerungen der Kunst, im Gegensatz zu heute, wo ja gerade Sowjetrußland einer ausgesprochenen Industrielust heiligt. Wo aber schon damals die Begeiste-

rung für den Industrialismus, für
 das in ihm aufbrechende großartige
 Kräftespiel der Arbeitstrakten, den
 Pinsel führte, war es um die Kunst
 meist nicht viel besser
 bestellt. Eine falsche Lei-
 denschaftlichkeit wurde
 in die Industriewelten
 hineingelogen, die ihrem
 eigentlichen Geiste ganz
 fremd war. Denn das
 Wesen des Industria-
 lismus treibt ja in
 einer unerhörten Sach-
 lichkeit. Werk und
 Werkzeug, Plan und
 Dienst sind von dieser
 Sachlichkeit bestimmt.
 Wer den Geist des In-
 dustrialismus gestalten
 will, muß also über
 solche Sachlichkeit ver-
 fügen. Die bildende
 Kunst in ihren jüngsten
 Ausprägungen treibt
 ihr entgegen. Weniger
 in jener Richtung, die
 unter dem Namen
 „Neue Sachlichkeit“ aus
 den verschiedensten An-
 trieben und Ursachen zu-
 sammengefleistert wird
 und heute so etwas wie
 einen neuesten Stilversatz
 bedeutet. Eher jene „kon-
 struktivistische“ Rich-
 tung, die in harten Ge-
 setzlichkeiten ihr Bild
 gestaltet, und die eben
 aus dieser harten Geset-
 zlichkeit heraus zu einer neuen und achtungsgebietenden Ar-
 chitektur aufwächst. Hier nun können wir zu unserem Thema
 zurückleiten. Ist nicht die Photographie — steht sie schon als
 Bildnerin unter den
 künstlerischen Aus-
 drucksmitteln —
 ist nicht eben sie
 die berufene Ge-
 stalterin industri-
 eller Welten?

Treibt doch in
 ihr, wie wir ein-
 gangs sahen, jener
 den Industrialis-
 mus bestimmende
 Geist der Technik
 und der Genauig-
 keit. Arbeitet sie
 nicht mechanisch,
 und muß sie somit
 nicht den Mecha-
 nismen draußen
 am ehesten gerecht
 werden?

Die Photogra-
 phen werden Ein-
 spruch erheben ge-
 gen die Bezeich-

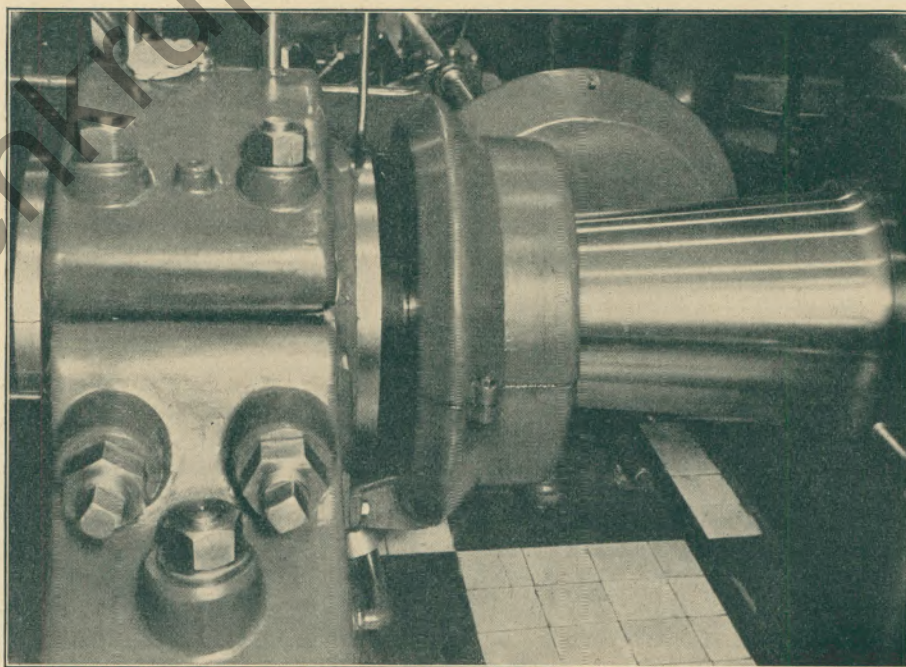


Arch.: Prof. Fischer, Essen

„Aufwärts.“

Kohlen-Turm auf Beche Königshorn.

Erbauer: Wiemer & Trachte.



„Stahl.“

Maschinenkuppung und Lager.

nung ihrer Tätigkeit als einer mecha-
 nischen. Und mit Recht, soweit sie
 künstlerische Ziele und Ansprüche ha-
 ben. Und hier liegt das Problem.
 Künstlerische Absichten glaubte man
 am ehesten zu verwirklichen, wenn
 man der gefühlsmäßigen Wesensseite,
 die zweifellos in der guten Photo-

graphie beteiligt ist, die
 Zügel schießen ließ. In
 der Malerei sah man
 sie vorbildlich am Werk.
 Ihr also galt es nach-
 zueifern. Und damit war
 eine eigene Entwick-
 lung der Photographie
 unmöglich gemacht.
 Ganz einfach gespro-
 chen: Der Begriff der
 „Malerischen Photo-
 graphie“ war einge-
 rissen. Ist der Begriff
 des „Malerischen“ nun
 schon innerhalb der bil-
 denden Künste höchst
 schwankend — beinahe
 ein jeder versteht etwas
 anderes darunter, und
 meist ist die Anwendung
 dieses Begriffes eine
 Ausrede für Sachver-
 halte, über die man sich
 die letzte Klarheit nicht
 verschaffen konnte —, so
 führte er, aufs Gebiet
 der Photographie über-
 tragen, vollends zur Ver-
 wirrung. Denn hier wi-
 derpricht er gerade dem
 Wesen des in Frage

stehenden Verfahrens: malerische Photographie ist eine Lüge.
 Wohin das geführt hat, das zeigen am abschreckendsten die
 Ritschkilderisse mit dem verschwimmenden Hintergrund usw.,
 den Bildnissen in
 „Rembrandt-“ und
 „Lenbachmanier“. In der Landschafts-
 photographie wer-
 den der „male-
 rischen“ Photogra-
 phie ja immer
 Möglichkeiten of-
 fenbleiben, aber
 auch hier nicht von
 einer „malerischen“
 Einstellung des
 Photographen
 aus — die ergibt
 immer nur Ritsch, d.
 i. schlechtes Nach-
 werk! —, sondern
 eben vom Motiv,
 vom Landschaft-
 lichen aus, das
 immer einiges Ma-
 lerische mitschwin-
 gen läßt. Auf die-
 sem Wege der Mal-

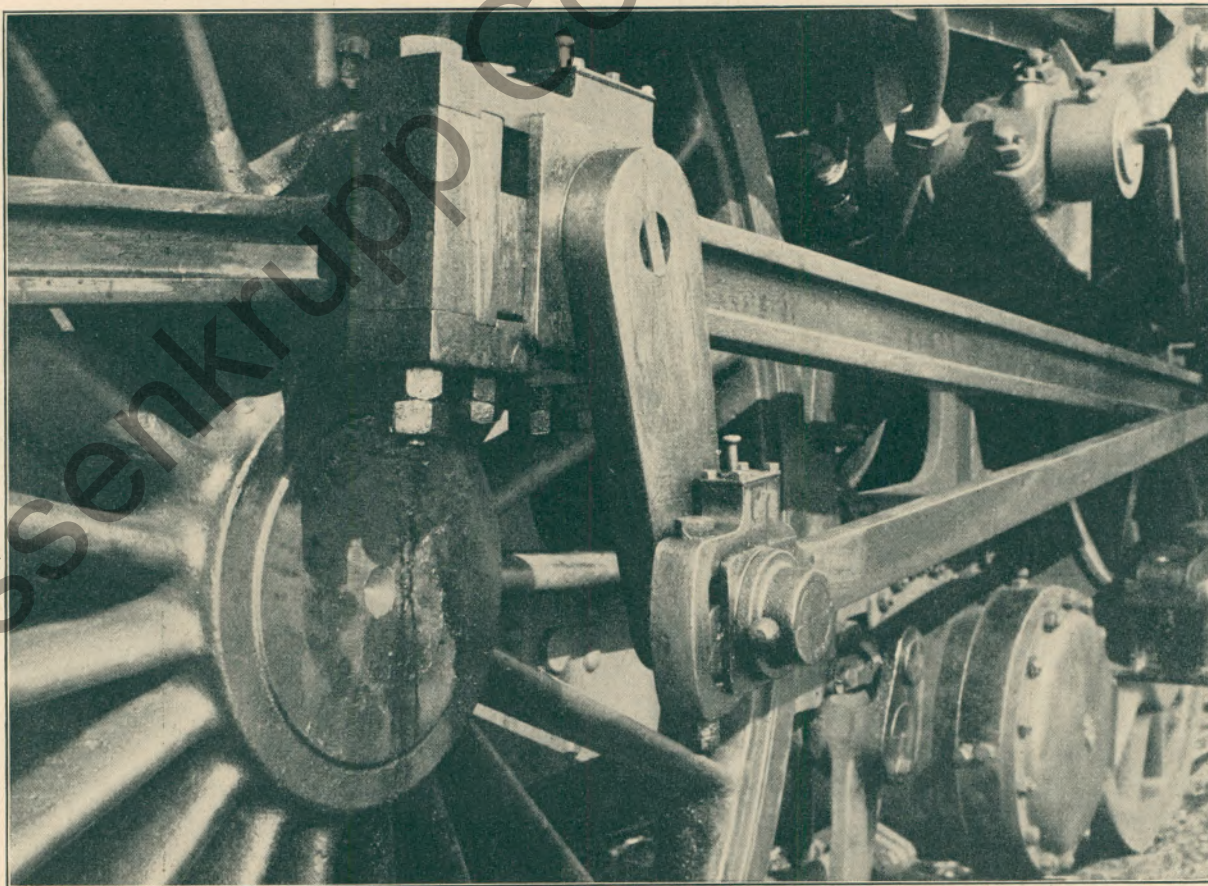
wertnachäufung verfiel die Photographie denn auch notwendig dem „malerischen“ Industriebild. Und hier wird diese Selbstverkenntung der Photographie ganz besonders bedauerlich. Denn hier — so sagten wir oben —, hier scheint gerade die Photographie zu wesentlicher Wiedergabe berufen. Auf dieses Gebiet also den verlogenen, erborgten Standpunkt zu übertragen, zeigt dessen ganze Wertlosigkeit erschreckend auf. Daß es der Malerei so lange mißlingen mußte, wesenswahre Industrieaufnahmen zu liefern, das lag an ihrem in sich berechtigten, Industriewerken gegenüber aber falschen Standpunkt. Wenn nun aber die Photographie diesen Standpunkt einnahm, dann versagte sie nicht nur vor dem Gegenstand, sondern auch in sich selbst: sie betrog sich um ihre eigenste Vorzugsstellung.

Wir sagten, die Photographie ist ihrem eigenen Wesen nach dazu berufen, das innere Kräfteziel des industriellen Gefüges wiederzugeben. Die ihr innewohnende Sachlichkeit findet ihr Gegenpiel in der Sachlichkeit, die in der Industrie bestimmend ist. Wo sie sich ganz bejaßt, wird sie im Industriegebilde Vollwertiges leisten. Zu solcher Leistung ist sie inzwischen gereift. Gerade die allerletzten Jahrzehnte haben ein großes Vorwärtskommen in der Selbstfindung der wesentlichen Photographie gezeitigt. Der moderne Photograph arbeitet aus den Bedingungen seiner Elemente heraus, d. i. also aus reinen Lichtwirkungen, die er mit Hilfe seiner Kamera zusammenbringt oder splittert, schattiert oder beugt. Und gerade in der objektiven Abbildung der Dingwelten, in dem Abscheu vor der „sentimentalen Photographie“ des vorigen Jahrhunderts hat er einen Wert erkannt, dessen Gestaltungsmöglichkeiten er zur Zeit emsig ausbaut. Im Industriebild hat gerade die heutige Photographie eines ihrer fruchtbarsten Betätigungsfelder gefunden. Wir belegen es mit den Bildern des ausgezeichneten Photographen Renger-Paßsch (Bad Harzburg), der in das Wesen seines „Objektes“ ebenso eindringen konnte wie in das Wesen seiner „subjektiven“ Arbeit.

Er studiert sein Objekt und entreißt ihm die Anschauungsmöglichkeiten, die den Möglichkeiten der objektiv referierenden Kamera entsprechen.

Man spürt, wieviel Subjektivismus in solcher Arbeit treibt, aber kein Subjektivismus nach außen, der die „Dinge“ einem beliebigen „Gefühl“ zuliebe vergewaltigt, sondern ein Subjektivismus nach innen, der da fragt, was der eigenen Möglichkeit gemäß ist. Dieser Entsprechung von innen und außen, von Erreger und Erregung, wenn man so sagen darf, ist die ausgezeichnete Leistung zu danken. Denn da beides: Geformtes und zu Formendes, ihr Schwergewicht eben in der Sachlichkeit haben, verdichtet sich diese im Ergebnis zu überzeugender Gestalt. Renger-Paßsch sucht nicht das Abscheuende eines entmenschenden Betriebs zu geben, sondern er gibt den Betrieb selbst. Er sucht auch nicht die reine künstlerische Frage des industriellen Betriebs, wie es in manchen Hymnen ausposaunt wird, sondern seine Gesinnungen. Er gibt das ungeheuer Kraftbewegte all dieser innerweltlichen Beziehungen und Bedingtheiten, indem er die aus diesem Betrieb sich ergebende Wirkform und Wertform in die ihrem Wesen entsprechende Sicht stellt und so in den geschlossenen Kreis seines Bildausschnitts hineinreißt. Wir lassen die beigegebenen Bilder für sich selber sprechen. Wer nur irgend im industriellen Betrieb steht — und auf irgendeine Weise sind wir alle heute hineinverflochten in das industrielle Geschehen —, wird ihre Wahrheit zu würdigen wissen. Und damit hat er schon einen höheren als nur Abbildungscharakter diesen Photographien zuerkannt. Denn Wahrheit eines Bildes bezieht sich nie nur auf äußerliche Richtigkeit, sondern viel zwingender auf diese innerste Wesensentsprechung, die man nicht „sieht“, die durch Sehen nur vermittelt wird.

Die technische Vollkommenheit dieser Bilder zu würdigen, ist Sache des photographischen Sachmannes. Hier sollte ihr bildkünstlerischer Wert begründet werden.



„Kraft.“

Triebwerk einer Lokomotive.



Roman von Lu Polbehr.

(Nachdruck verboten.)

Inhalt des bisher erschienenen Teiles:

Die Firma Justus Dettendorff, ein angesehenes altes Hamburger Kaufmannshaus, ist durch die Stürme der Nachkriegszeit in ihren Grundfesten erschüttert. Dem Inhaber Felix Dettendorff fehlt neben dem klaren Blick für die Forderungen der Zeit das Wichtigste: zu disponieren und zu entscheiden, kurz: Herr zu sein.

Sein Bruder Johann, Teilhaber eines bedeutenden Amsterdamer Bankhauses, bedenkt sich nicht einen Augenblick, als der Ruf an ihn ergeht: Schiff in Not! Der Heimkehrende erkennt mit klarem Blick, daß Gegenwart und jüngste Vergangenheit höchstens als Anstoß, keineswegs aber als einziger Grund der augenblicklichen verzweifelter Lage des Hauses Dettendorff zu werten sind. Die Hauptschuld liegt bei den Menschen, sei es nun, daß sie, wie seine Stiefmutter, noch immer in der Vorstellung einer verflochtenen Zeit befangen, Ansprüche stellen, die sich heute nicht mehr rechtfertigen lassen, sei es, daß sie, wie die beiden jüngeren Geschwister Lothar und Gabriele, durch die mißverständene „Freiheit“ der Nachkriegsjahre angekränkt, einer festen Hand bedürfen, die die Zügel straff hält und ihren Willen in geordnete Bahnen weist.

Johann greift ohne Rücksicht auf die Anfeindungen, denen er überall begegnet — nur die älteste Schwester Justine steht ihm vom ersten Augenblick an tatkräftig zur Seite —, entschlossen durch, getragen einzig und allein von dem festen Willen, dem Hause Dettendorff wieder zu seinem alten, guten, vertrauenswürdigen Namen zu verhelfen. Die Ansprüche der Lebensführung des einzelnen werden, gegen den Willen der Mutter, den Verhältnissen angepaßt, die Hilfskräfte auf das unbedingt notwendige Mindestmaß verringert, die entstehende Mehrarbeit auf die Geschwister verteilt. Nachdem so die Grundbedingungen für eine Festigung der Geschäftsgrundlage geschaffen sind, folgt als zweiter Schritt die Prüfung der bestehenden Verbindlichkeiten, die ein außerordentlich trübes und hoffnungsloses Bild ergibt. Der Rückzahlungstermin einer nicht unbedeutenden kurzfristigen Anleihe steht unmittelbar bevor, und diese ist nur ein Posten von denen, die, jeder für sich, eine neue Krise bedeuten. Nur eine Lösung gibt es, die es ermöglicht, den eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen: das Haus Dettendorff wird zum Schuldner der Handelsbank in Rotterdam.

IX.

In rastloser Tätigkeit gingen die Tage hin. Johann sah manchmal prüfend auf Justine. Aber sie war gelassen und gleichmäßig wie vor Jans Besuch. Da vergaß Johann wieder, daß er gestrichet, der Freund könnte ihm die Schwester, den Kameraden nehmen. Jetzt war ihm erst klar geworden, daß er es gefürchtet. Und hätte er es nicht hoffen müssen, daß Justine noch ein Frauenglück zuteil würde? Aber Johann wies zwecklose Fragen stets von sich. Jan war zufrieden abgereist; Justine war unverändert im Haus und im Geschäft.

Von Pyrmont kamen gute Nachrichten. Elisabeth schrieb sehr zufrieden über Gabi. „Ich sagte immer, es kommt nur darauf an, ein junges Geschöpf richtig zu leiten.“

Sie erzählte von ihrer Kur zwei lange Seiten, um dann zu betonen, daß die Geschwister wohl kaum viel Interesse für ihre Kur hätten. Sie erwähnte noch die sehr anregende Gesellschaft, die sie gefunden. Mit fast mütterlichen Tönen äußerte sie sich darüber, daß Gabi allgemein so gefalle. Gabi habe auch völlig eingesehen, daß es etwas ganz anderes sei,

im Schutze der Familie Bekanntschaften zu machen. Ein nicht mehr zu junger Österreicher habe sich ihnen besonders angeschlossen. Sie habe bei gemeinsamen Bekannten Erkundigungen eingezogen und nur die beste Auskunft erhalten.

Justine las den Brief und gab ihn an Johann weiter. Beide hatten keine Veranlassung, sich um Gabi zu sorgen. Anders stand es um Frau Anselma, deren spärliche Briefe voll Bitterkeit und Selbstbedauern waren. An all dem Behagen und Reichtum, der sie bei den Freunden umgab, maß sie nun ihr Geschick, das sie ein unerträgliches Unglück nannte; statt der Gegenwart zu leben, klagte sie um die unwiederbringliche Vergangenheit, um die vor ihr so düster stehende Zukunft, die sie sich so schwarz wie möglich vormalte. Aber die Geschwister konnten nichts anderes tun, als die langen Klagebriefe zur Seite legen und auf die Zukunft hoffen und auf die heilende Zeit.

Es gab soviel gegenwärtige Sorgen und Kämpfe.

Sie sprachen nie darüber, wie Lothar sich wiedergefunden, sie sprachen auch nicht von Alfred. Justine sah wohl die prüfenden Blicke Johanns, die während der gemeinsamen Mahlzeiten auf dem jüngsten Bruder lagen, der meistens allein die Kosten der Unterhaltung bei Tisch trug. Allerlei Atelier- und Stadtklatsch wußte er witzig und liebenswürdig für den Familientisch zurechtzumachen. Er schien es gar nicht zu merken, daß diese Geschichten, seitdem die Mutter fort war, bei keinem ein Echo fanden.

Und dann kam der Tag, an dem das Kontor verlegt werden konnte. Aus Speisesaal und Empfangsalon waren drei einfache Kontorräume gewonnen, die — eingerichtet mit den Möbeln aus dem Kontorhaus, geschmückt mit den Ahnenbildern — dem Hause Dettendorff einen würdigen und soliden Hintergrund boten.

Als die neue Arbeitsstätte bezogen war, hielt Lothar seine Zeit für gekommen. Justine konnte wieder, ungestört durch andere Pflichten, ihre Kontorarbeit übernehmen, und die Zeit drängte für die englischen Geschäfte.

„Wann kann ich reisen?“ fragte Lothar eines Tages Johann.

„Du weißt, im Moment haben wir nicht genug Bargeld.“

„Aber ich habe genug. Persönlich habe ich keine großen Bedürfnisse — mein Geld reicht gut über die englischen Aufträge und auch weiter hinaus.“

„Dein Geld?“

„Ja, das ich aus guten Zeiten erspart hatte, und das bei meinen Privatgeschäften vermehrt wurde. Es hilft dir nichts, die große Geste: ‚Davon soll das Haus Dettendorff nicht profitieren.‘ Diese Geste kannst du dir zur Zeit nicht leisten, Johann. Die Engländer haben nie am Geld gerochen; wenn es nur das rechte Gewicht hat. Denke nicht, daß ich der Firma etwas schenken will. Berechne es, betrachte es als meine Einlage in das englische Geschäft. So kauf' ich mich los von der Abhängigkeit hier.“

„Was du dir erarbeiten solltest, erkaufst du dir also. Schau', daß du dir diese Teilhaberschaft erhalten kannst.“

„Keine Sorge darum. Ich schlage dir vor, daß ich, ehe ich in England Rettungsversuche mache, Britisch-Indien be- reise. Soweit ich mich informieren konnte, könnte das Haus Dettenborn direkte Verbindungen gewinnen, mit Umgehung von England. Auf die paar Wochen kommt es nun nicht mehr an. Persönliche Anknüpfungen sind notwendig. Du kannst nicht fort. Und Felix?“ Lothar zuckte nur die Achseln.

„Also bleib' ich nur.“

Eine kurze Zeit verging, dann sagte Johann:

„Du hast dir schon einen Reiseplan ausgearbeitet?“

„Ja, hier.“ Lothar legte dem Bruder einen knapp aus- gearbeiteten Plan vor. Genau war die Reiseroute verzeichnet, die wichtigsten Handelshäuser, die wichtigsten Städte.

Johann las aufmerksam die Aufzeichnungen Lothars. Dann ergänzte er, riet zu manch anderen Einstellungen, warnte vor Häusern, die ihm als unsicher bekannt waren. Und Lothar horchte aufmerksam und nahm die Ratschläge des erfahrenen Bruders ohne die geringste Kränkung entgegen. Er machte sich sorgfältig Notizen, stellte auch noch Fragen.

„Du wirst auch noch jetzt Lehrgeld zahlen müssen, aber ich habe Vertrauen zu dir. Ich bin einverstanden. Bereise Britisch-Indien! Halte uns auf dem laufenden! An dir ist es, Absatzgebiete zu eröffnen. An uns ist es, dann die Waren heranzubringen und das Geld, die Waren zu kaufen.“

Sie mußten beide, Johann und Justine, als Lothar das Haus verließ, daß er nicht mehr dauernd heimkehren würde. Sie wußten, daß er seine ganze Kraft, seinen scharfen Ver- stand jetzt im Interesse des Hauses Dettenborn anspannen würde. War aber alle Arbeit vergebens — Lothar würde dann auf eigene Füße sich stellen. Heimkehren würde er nicht. Für einen Lothar Dettenborn stand die ganze Welt offen, so verschlossen sie sonst dem Deutschen sein mochte!

Endlich kam ein Tag, an dem Johann sich seines Ver- sprechens an Martina entsann.

Wieviel Wochen waren vergangen, seitdem er sie bei der Mutter gesehen! Wieviel war in diesen Wochen geschlichtet und gerichtet worden! Ein Abschluß der schweren Übergangs- zeit war noch nicht erzielt, nur eine Atempause war ein- getreten. Und in dieser Atempause suchte Johann die alte Freundin auf. Nicht im schönen Vorderhaus mit seinen weit- räumigen Hallen und seinen breiten Treppen, die einst vom Jubel ihrer Kinderstimmen widergehallt hatten, hinten im Gartenhaus, in dem zu ihrer Kinderzeit ein armes altes Ge- schwisterpaar einen sorglosen Lebensabend dank den reichen Verwandten genoss, hatte er die Glocke gezogen. Flüchtig sah er ein vergrämltes Altfräulein mit ängstlichen Augen durch den Spalt der Flurtür blicken.

Endlich stand er Martina gegenüber, die ihm mit aufleuch- tenden Augen die Hand reichte. Es war kein prunkhafter Raum, in den ihn die Jugendfreundin führte.

„Alter Hausrat, Johann, und nicht einmal wertvoller. Aber es ist mein kleines Reich, in dem ich mir selbst gehöre.“

Nein, es waren nicht die schönen alten eingelegten Möbel, die einst die Räume des Vorderhauses gefüllt hatten. In ihnen wohnte wohl der Schweizer, der neue Besitzer, oder sie waren verkauft worden für Papiergeld, ohne Wert, mit phantastischen Zahlen bedruckt.

Johann strich sich über die Stirn. Er wollte nicht fragen. Er wollte die Vergangenheit ruhen lassen, diese Vergangen- heit voller Hoffnung und Kämpfe, voller Irrtümer und zer- störter Ideale. Er wollte nur der Gegenwart leben, die Wille und Ausdauer forderte, eiserne Selbstzucht, zielsichere Arbeit. Johann wurde sich gar nicht bewußt, daß er noch kein Wort gesprochen, daß er sich in einen Korbsessel am Fenster gesetzt hatte, die Hände gefaltet.

Martina hatte des Gastes Schweigen nicht gestört. Still und behutsam hatte sie Tee bereitet und auf einen kleinen Tisch vor den stummen Gast gesetzt. Als Johann fast mecha- nisch die Tasse nahm, sagte er endlich, Martina anschauend:

„Seitdem Sie zuletzt bei uns waren, hat sich auch bei uns allerlei verändert.“

„Und wie trägt es Ihre Mutter?“

„Borerst ist sie grollend abgereist.“

„Sie können sich so schwer hineinfinden, die es ein Leben lang anders gehabt.“

Martina hatte sich einen Stuhl herangezogen und sich gesetzt.

„Nichts Schlimmeres, als in schlechten Zeiten der besseren gedenken“, sagte sie mit halber Stimme.

„Ist das Ihre Meinung, Martina?“ Johann sah die Jugendfreundin forschend an. War sie ihm neulich bei der Mutter erst wie eine Fremde erschienen, jetzt, wie sie so vor ihm saß, das leicht gekräuselte Haar um die klare Stirne, um den Mund einen weichen, schmerzlichen Zug, fand er die Martina der glückreichen Jugendtage wieder, nur gereift. Ob sie noch so fröhlich lachen konnte wie ehemals?

Was fragte er? Sie hatten wohl alle das fröhliche Lachen eingebüßt, Jugend und Liebesglück auf des Vaterlands Altar geopfert. Denn gewiß hatte Martina wie Justine ihr Opfer gebracht. Vielleicht dem toten Freund und Geliebten galt der sehnsüchtige Blick, der durch die Scheiben ging in das Blättergewirr der Bäume im Hofgarten.

„Ich denke, wer einmal ein großes Glück besessen, in ihm einen unversiegbaren Quell besitzen mußte. Vielleicht irr' ich mich, und Dante hat recht.“

„Nur das eigene Erleben kann jedem einzelnen recht geben. Und nun erzählen Sie mir!“

Und sie erzählte ihm ohne Scheu, als müsse es so sein, wie sie allmählich sich eingearbeitet, wie sie immerhin nun so viel verdiente, daß sie und die Eltern bescheiden davon leben könnten. Ein Glück war, daß Vater sich das Gartenhaus beim Verkauf des Anwesens für Lebzeiten vorbehalten; so hatten sie doch immer noch ein Dach über dem Kopf.

Johann ging in Gedanken nach Hause. Die Stunde bei Martina Radmann hatte in ihm längst vergessene Melodien erweckt. Seltsam, daß er erst in dem kleinen Gartenhaus- zimmer wieder den Zauber der Heimat gefühlt. Und sie hatten auch nur von Durchhalten und Verdienen, von Arbeit und Not gesprochen.

In ihm waren Melodien geweckt, die er für lang schon übertönt durch die Kampflieder und endlich für immer ver- klungen geglaubt hatte. Er schüttelte über sich selbst den Kopf.

Als er am Abend Justine gegenüber saß — Alfred war wie so oft nicht zum Abendbrot heimgekommen —, be- obachtete er die Schwester von neuem, wie sie im kleinen Familienzimmer mit der gleichen Ruhe und Sicherheit das junge Zimmermädchen dirigierte wie vorher im Speisesaal den Diener. Er studierte die gleichmäßigen, ruhigen Züge, die fühlen, fast abweisend blickenden Augen, während er ihr von dem Besuch bei Martina Radmann erzählte. Und er fühlte die Verschiedenheit dieser beiden. Die Verschiedenheit ihres Geschicks trotz der scheinbaren Gleichheit. Er fühlte es, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben.

Aber an Freund Jan mußte er denken, an die Schilderung der deutschen Frauen und Mädchen, und er schüttelte den Kopf.

„Und Alfred?“ fragte er.

„Er hat durch das Mädchen sagen lassen, daß er nicht zu Tisch käme.“

Er kam auch in der Nacht nicht, und wieder einmal blieb das Haus Dettenborn unverriegelt bis in den frühen Morgen hinein.

Am nächsten Morgen, bei Beginn des Geschäfts, ließ sich bei Herrn Dettenborn ein gewisser Erdmann melden.

Sehr sympathisch sah der Mann nicht aus. Neue Sorgen brachte er den Geschwistern.

Herr Erdmann wurde nach kurzer Unterredung verabschiedet mit der Versicherung, seine Forderung an Alfred Dettenborn würde geprüft werden. Alfred wurde aus festem Schlaf gerissen, als er durch den Kontorboten zu Herrn Johann Dettenborn entboten wurde. Das kalte Wasser half nicht viel, das junge Gesicht sah fahl und übernächtigt aus. Was sollte er denn im Kontor? Gott sei Dank, daß ihn der ganze Zimt da nichts anging! Er beeilte sich auch gar nicht, dem Ruf zu folgen. Vom neuen Herrn konnte nur Unangenehmes kommen, das erfuhr er immer noch früh genug.

Dann stand er Johann gegenüber, der am Schreibtisch saß und kaum aufblickte, als Alfred lässig eintrat.

„Geh' dich, warte!“

Johann beugte den Kopf wieder über die Arbeit.

Oho! Geh' dich! Warte! Ein reizender Ton zwischen Geschwistern! Alfred schaute nach Zigaretten aus. Der altbekannte silberne Kasten stand nicht mehr wie in alten Zeiten offen da. So steckte Alfred die Hände in die Taschen, lehnte sich gegen den Schrank und wartete.

Johann nahm keinerlei Notiz von ihm. Er drückte auf den Knopf am Schreibtisch, und als Justine eintrat, gab er ihr einige Briefe und Anweisungen.

„Bitte, bleib noch hier, Justine!“ bat er die Schwester, die einen erstaunten Blick auf Alfred geworfen und gehen wollte.

„Und nun zu dir, Alfred. Kennst du einen gewissen Erdmann?“

Verflucht! Diesen Namen hatte er nicht erwartet. Sollte der Kerl gewagt haben — aber undenkbar! Er hatte ihm ja Sicherheiten gegeben, von seinen guten alten Möbeln im Atelier hatte er ihm einige verpfändet.

„Erdmann? Natürlich. Der schnüffelt doch in allen Ateliers herum.“

„Leiht auf Bilder?“

„Ja. Auch auf Möbel. Während der Inflation hat er gute Geschäfte gemacht. Hat manche Kopie in das Ausland als Original verkauft! Den alten Erdmann kennt jeder.“

„Du bist ihm dreitausend Mark schuldig.“

Alfred zauderte einen Augenblick. Dann sagte er wegwerfend:

„Womit willst du das beweisen?“

Johann runzelte die Brauen.

„Der Mann war eben da und wies mir die Schuldscheine.“

„Wenn es stimmen sollte, dann ist das eine Privatsache zwischen dem alten Schleicher und mir.“

„Der Mann scheint anders zu denken.“

„Schmeiß ihn doch heraus!“

„Ich werde ihn nicht herauschmeißen. Du hast dem Mann deine Möbel verpfändet?“

„Nicht meine Möbel, von meinen Möbeln ein paar Stück. Ich habe das Haus Dettenborn in keiner Weise belastet.“ Höhnisch warf Alfred die Worte hin.

Justine, die sich in die Fensternische zurückgezogen, machte einen Schritt vorwärts. Diesen Ton Alfreds kannte sie. Johann würde ihn nicht dulden. Sie wollte Alfred hindern, weiter in diesem Ton zu reden — aber was war gewonnen? Wenn nicht heute, dann mußte morgen ein Zusammenstoß der Brüder erfolgen. Sie schwieg.

„Darin irrst du. Die Schulden eines Familienmitgliedes schaden dem Hause. Außerdem, der Mann sagt, er brauche das Geld jetzt wieder.“

„Soll er sich doch die Möbel holen.“

„Kein Mensch zahlt ihm heute etwas für Möbel.“

„Was geht das mich an — und noch einmal — was geht das alles dich an?“

Da schlug Johann auf den Tisch.

„Du vergißt, daß ich Chef des Hauses bin! Du vergißt, daß Vater Bestimmungen getroffen, die den Chef des Hauses verantwortlich machen für jedes Familienmitglied!“

„Bis heute ist Felix noch Chef. Ich habe wenigstens noch nicht die übliche Benachrichtigung über einen Wechsel der Chefs im Hause Dettenborn erhalten. Außerdem bin ich mündig, ich kann tun und lassen, was ich will.“

„Nein, das kannst du nicht.“ Johann stand auf. „Solang du dich Sohn des Hauses, Mitglied der Familie nennst, hast du dich auch einzufügen. Ich stehe hier mit allen Rechten des Chefs von Haus und Familie, und als solcher erkläre ich dir, daß dein Drogenleben aufhören muß. Wozu hast du das geborgte Geld gebraucht?“

„Meinst du, daß ich mein Atelier auch noch bezahlen kann von dem Lumpengeld, das ich durch deine Güte erhalte?“

„Dann mußt du dein Luxusatelier aufgeben.“

„Das werde ich nicht.“

„So werde ich es für dich tun.“

„Das wirst du nicht tun. Du wirst dich und mich nicht lächerlich machen. Die Späßen pfeifen schon auf den Dächern, daß das Haus Dettenborn vor dem Ruin steht. Wem danken wir das? Dir! Glaubst du, daß dieser Idiot, der Erdmann, um sein Geld gelaufen wäre, wenn du uns nicht um unseren Kredit gebracht hättest mit deiner lächerlichen Sparsamkeit?“

„Mäßige dich in deinem Ton! Ich bin zufrieden, wenn man dir keinen Kredit mehr gibt. Arbeite und verkaufe!“

„Kein Mensch verkauft jetzt Bilder.“

„Wozu also dann ein feueres Atelier? Du mußt dich auch nach einem Erwerb umsehen. Ich biete dir einen Platz im Kontor an. Du kannst dich einarbeiten. Das Geschäft unseres Vaters steht dir immer offen.“

„Was soll ich? Was?“ Alfred stand maglos erstaunt, keines weiteren Wortes mächtig. Er — er sollte —!

„Also du wirst dein Atelier aufgeben.“

„Nein, niemals werde ich es tun!“ schrie Alfred in fassungslosem Zorn. „Ich werde Konrad Gehse nicht auf die Straße setzen.“

„Wer ist Konrad Gehse?“

„Wer das ist? Auch nur ein Künstler, ein Tagedieb, der kein Dach über dem Kopf hatte und auch keinen Pfennig verdient. Willst du dem nicht auch vielleicht einen Kontorbock anbieten? Ich fürchte nur, er wird sowenig wie ich rechnen können.“

„Wenn er kein Bild verkauft, wovon lebt er dann?“

„Was kümmert das dich? Fragst du danach, wovon ich lebe?“

„Du lebst doch zu Hause, hast einen Wechsel.“

„Wechsel — Wechsel, die paar Kröten, die reichen keine Woche!“

„Schlimm genug, wenn du dich nicht einstellen kannst und willst.“

„Nein, das will ich auch nicht. Ich sehe nicht ein, wozu du hierherkamst. Uns ein Kleinbürgerleben zuzumuten, uns, der Familie Dettenborn!“

„Aber Mensch, siehst du denn nicht ein: deine Schwester und ich, wir kämpfen um Sein oder Nichtsein des Hauses!“

„Biel Vergnügen! Ich denke aber nicht daran, mitzukämpfen!“

Justine war nun doch zu Alfred getreten. Sie legte ihre Hand auf seinen Arm.

„Aber wie kannst du nur so töricht sein, Alfred?“

„Ach, laß du mich in Ruh!“ Er schüttelte ihre Hand ab.

„Den Erdmann schmeiß heraus, wenn er wagen sollte, noch einmal zu kommen. Im übrigen: ich werde mir schon zu helfen wissen. Verschwende deine kostbare Zeit nicht länger an mich. Und du, Justine, laß drei Erdäpfel weniger in den Topf tun und ein halb Pfund Fleisch weniger einkaufen! Du wirst überwältigende Überschüsse machen. Mahlzeit!“

Er verließ das Kontor. Draußen dehnte er die Brust. Vor sich hin pfeifend, sprang er die Treppe hinauf und klingelte dem Mädchen. Die alte Böttner trat ein, würdig, dienstbereit.

„Packen Sie meine Siebensachen zusammen!“

„Für wie lang verreisen Sie, Herr Alfred?“

„Für wie lang?“ Alfred stand, die Hände in den Taschen, und lachte.

„Na, sagen wir einmal für ein halbes Jahr. Der Chauffeur soll die Koffer in das Atelier bringen und — ja, alte Böttner, ein Bett packen Sie auch auf, verstanden? Meine Wäsche schicke ich regelmäßig; keine kann Kragen und Hemden bügeln wie Sie, alte Haut.“

Er hatte mit den Schlüsseln in der Tasche gespielt, nun zog er den Schlüsselbund heraus. Nachdenklich sah er darauf.

„Eigentlich müßte ich wohl die Schlüssel am Hausaltar niederlegen? Ne, wird nicht gemacht!“ Und er ließ die Schlüssel wieder in die Tasche gleiten.

„Cervus, Böttner!“

„Aber, Herr Alfred, wenn die Frau Geheimrat nun zurückkommt!“

„Na, vorläufig scheint sie keine Eile mit der Zurückkunft zu haben, was ich ihr nicht verübeln kann. Außerdem, meines Vaters Haus kann mir keiner verschließen. Zeilen Sie mir rechtzeitig mit, wenn ihr Girlanden windet und die Fahne hochzieht. Ich werde dann für bengalisches Licht sorgen, damit das Haus Dettenborn auch in die richtige Beleuchtung kommt.“

Es war nach der Geschäftsstunde, als Justine Johann fragte, ob sie das Auto haben könne. Sie wollte dem törichtsten Jungen seinen Hausrat hinbringen und gleichzeitig sehen, wie und mit wem er da im Atelier hause, in diesem Atelier, das er erst nach dem Tode des Vaters bezogen hatte. Johann war natürlich völlig einverstanden. Er traute Justine den besten Einfluß zu. Ihn selbst zog es zur traulichen Zwiesprache im stillen, kleinen Zimmer im Gartenhaus des ehemaligen Radmannschen Besitzes.

Die alte Böttner hatte sich erst mittags die Erlaubnis geholt zur Ausführung der Befehle Alfreds.

Als Justine die vier Treppen zum Atelier Alfreds erstieg, klangen ihr auf der Treppe Lautenspiel und der weiche Bariton des Bruders entgegen. Vom Hausplatz herauf kamen die schweren Schritte des Chauffeurs, der mit Hilfe des Hausmeisters das Gepäck heraufschaffte.

Einen Augenblick zauderte Justine vor der Ateliertür, an der „Alfred Dettenborn, Kunstmaler“, stand.

Das Lautenspiel war verklungen. Ein weicher Geigenton setzte ein. Das war nicht Alfred. Sie klingelte. —

„Welch Glanz in unserer Hütte!“ Alfred stand vor der Schwester, die Laute am bunten Band noch um die Schulter tragend.

„Tretet ein, edle Jungfrau, und nehmt nicht Anstoß an diesem Kind — Modell und Mädchen für alles.“

Er wies nach einem schlanken Ding in kurzem, engem Kittelkleid, das halb scheu, halb neugierig die vornehme Dame in Trauer anstarrte und sich der Tür näherte, um zu verschwinden.

„Hier geblieben, Raß! — Wir nennen sie so, weil sie gewissermaßen ein Haustier ist. Meine Schwester will sehen, wo ich bleibe? Man ist in der Familie Dettenborn sehr besorgt um jedes Mitglied. Herr Konrad Fehse — er übte eben seine neue Piece für heute abend.“

„Ich bringe dir deine Sachen, Alfred“, sagte Justine, nachdem sie mit Kopfnicken den jungen Mann begrüßt, der, die Geige in der Hand, am Atelierfenster lehnte. Justine schaute sich in dem hellen, großen Raum um, der, ausgestattet mit alten guten Möbeln, wohnlich und schön ausah.

„Du selbst bemühst dich? Raß, Raß, hilf!“ Er trieb das Mädchen den heraufeuchenden Männern entgegen.

„Schau' dich nur gut um hier!“ Alfred öffnete zwei schmale Türen.

„Hier ist genug Platz für zwei Schlafstellen, wie du siehst. Und hier

kann die Raß unsere üppigen Mahlzeiten zubereiten, wenn es uns danach gelüstet. Die Abendessen erspielen wir uns in den fröhlichen Kabarettis unserer lieben Stadt. Mein Name ist immer noch ein warmes Abendbrot wert. Du siehst, ich bin bescheiden.“

Alfred war auf den Treppenabsatz getreten und spielte einen Gassenbauer. Justine stand mitten im Atelier. Da löste sich Konrad Fehse von seinem Platz. Einen schweren Renaissancefessel schob er von der Wand ab.

„Wollen sich gnädiges Fräulein nicht setzen?“

Sie zögerte einen Augenblick, dann nahm sie auf dem pompösen Stuhl, der einem Thronfessel glich, Platz.

„Herr Fehse, Alfred sprach heute zum erstenmal von Ihnen. Sie sind doch Maler?“

Ihre fragenden Blicke suchten im Atelier Bilder.

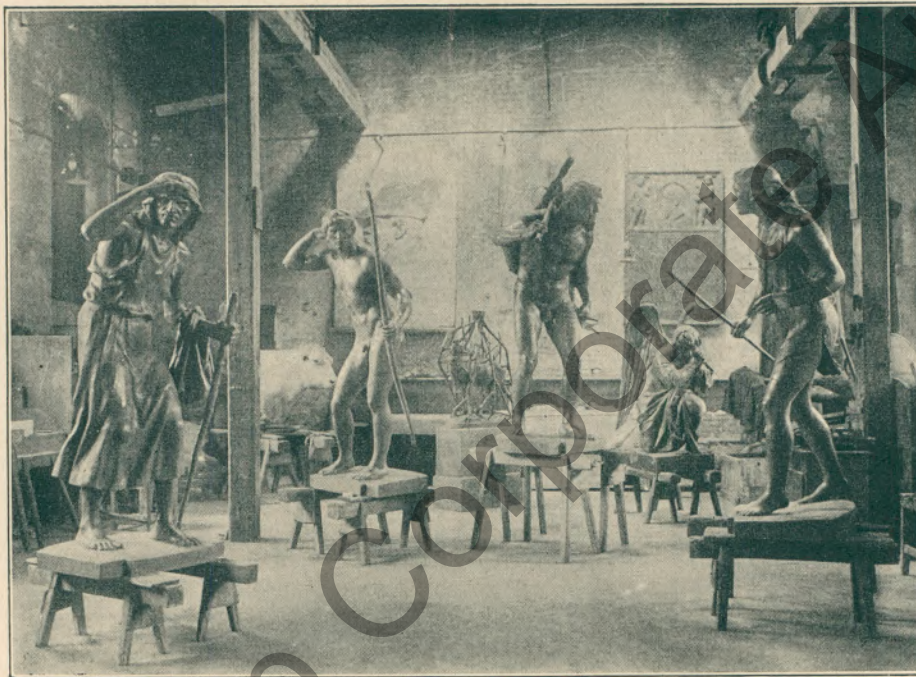
„Ja, Gnädigste, ich bin Maler. Geigen — früher geigte ich nur zur Erholung. Nun jetzt — was Alfred aus Spaß macht — ja, ich geige für ein warmes Abendessen.“

„Und Ihre Bilder?“

„Solche Bilder werden gemalt, aber nicht gekauft.“

Justine wandte sich den Bildern zu, die Konrad Fehse nur zögernd hinter einem Vorhang hervorholte und an Stühle und Möbel lehnte. Herber preßten sich ihre Lippen aufeinander. In dieser Stunde begriff sie erst, was es hieß, kein Geld zu haben.

(Fortsetzung folgt.)



Im Atelier.

(Vgl. den nebenstehenden Aufsatz „Das Schaffen des Bildhauers“.)

Das Schaffen des Bildhauers.

Von Prof. Hanns Fechner, Mittelschreiberbau.

Es lohnt sich schon für den Kunstfreund, einmal seinen Weg in die Werkstatt des Steinbildhauers zu lenken und zuzuschauen, wie es dort bei der Arbeit zugeht. Und ich glaube mit Sicherheit voraussagen zu können, daß sich in den meisten Fällen die Aeltertüren öffnen werden, falls nicht etwa gerade eine Modellierung oder eine ähnliche unaufschiebbare Arbeit es verbietet. Natürlich meine ich einen Besuch zu einer Zeit, in der die Gehilfen des Meisters beim Werke tätig sind, sodaß der Beschauer auch einmal Gelegenheit bekommt, die künstlerische Handfertigkeit beobachten zu können, die zu der Bezeichnung „Bildhauer“ geführt hat.

Allerdings hat nicht jeder Bildhauer in unseren Tagen die Kunst erlernt, ein Bild aus dem rohen Stein zu hauen. Aber der Wissensdurstige kann vielleicht einen der Arbeiter, die mechanisch die Vorbereitungen, das „Punktieren“ usw., vornehmen, zu Gesicht bekommen. Oder er kann den Meister selbst sehen, wie er nach seinem Ton- oder Gipsmodell die letzten Feinheiten der vorbereiteten Marmorarbeit eigenhändig zu geben versucht; denn diese letzte Tätigkeit muß der Hand des Schöpfers eines Bildwerkes unbedingt vorbehalten bleiben. Es handelt sich dabei auch nicht mehr um ein großzügiges Herausmeißeln der Formen, sondern um die freie Ziselierarbeit, die der Hautfläche Leben und feine Bewegung verleiht, dem Faltenwurf und dem andern Beiwerk aber die persönliche Note der künstlerisch fühlenden Hand. Es gab natürlich früher Bildhauer genug, die die handwerkliche Schulung hatten, bei absoluter Kenntnis und Beherrschung der Formensprache ihr Werk selber von Grund auf aus dem starren Marmorblock herausarbeiten zu können, ähnlich wie die Steinmetzen des Mittelalters aus dem Sandstein ihre Schöpfungen herauswachsen ließen.

Ich erwähnte den Ausdruck „Punktieren“. Es bedeutet das Abmessen des Original-Ton- oder Gipsmodells durch Anbringung von Punkten an verschiedenen wichtigen Stellen, nach denen die erste rohe Bearbeitung des Steines vorgenommen wird. Diese Punkte bilden die Hilfen für die Abmessungen. Bei jeder Bildhauerarbeit ist überhaupt der Meß-

zirkel oder Laster zur Kontrolle des Auges nicht zu umgehen. Die Schenkel des Zirkels sind zweckmäßig gebogen, damit man bei Abmessungen um die Körperform herumlangen kann. Auf diese Weise kann man sowohl die Abmessungen zwischen Modell und Arbeit prüfen als auch an der Arbeit selber Nachprüfungen der Maße vornehmen. Der Bildhauer kann nicht, wie der Maler, beliebig leicht beim Arbeiten sein Werk verändern. Sicher, unter Innehaltung der anatomischen Pro-

portionen, die später ja von allen Seiten richtig wirken sollen, muß er sein Werk aufbauen.

Er muß eine Art Knochengerrüst sozusagen aus Eisen mit den richtigen Maßen aufbauen und um dieses herum die weichen Massen des knetbaren Tons lagern. Aus ihnen heraus modelliert er dann mit den Händen und mit Zuhilfenahme verschiedener Modellierhölzer sein Werk. Anders wie der Maler, der, gewissermaßen schreibend, auf der ebenen Fläche die Linien und Formen fühlt, muß der Bildhauer tastend das Körperliche nachfühlen und gestalten.

Alle Nerven in den Fingerspitzen sind in Tätigkeit, wenn der Bildhauer arbeitet. Nicht eine einzelne Ansicht nur darf er berücksichtigen, aus der seine Figur in der Bewegung richtig wirkt; er muß darauf bedacht sein, daß sein Werk, frei stehend, von allen Seiten einen wohldurchdachten, künstlerisch abgerundeten Eindruck erweckt. Seine Arbeit steht auf einer großen



Der Künstler am Meßzirkel.

drehbaren Holzplatte, die es ihm gestattet, alle Seiten des Bildwerkes in die geeignete Beleuchtung zu drehen. Der richtige Bildner ist so recht ein Beispiel dafür, wie die Künstler in früheren Zeiten an ihren Werken ihre Schüler mitarbeiten ließen und sie so nach und nach in all die kleinen Kunstgriffe handwerklicher Tätigkeit einweihten. Der alte Weg noch, auf dem ehemals die jungen Maler als Gehilfen, Gesellen und dann als angehende Meister die Werke mit vollenden halfen, die allein zu betätigen der Meister selber nicht imstande gewesen wäre.

Mit dem Material ist nicht leicht zu hantieren, und oft genug braucht es mehr als zweier Hände, um die schweren Massen zu bewegen, das Bildwerk zu regieren.

Manche Gehilfen des Bildhauers wachsen niemals über die dienende Tätigkeit zu höherem Können hinaus. Sie bleiben „Formen“, die vielleicht mit Geschicklichkeit das Abformen des fertigen Tonmodells erlernen und ihr Leben lang bei dieser Tätigkeit bleiben. Eine Stufe höher stehen die „Marmorarbeiter“, besonders die italienischen, die das Punktieren des Marmors nach dem Modell des Künstlers vornehmen und oft ihre handwerkliche Geschicklichkeit so weit ausbilden, daß sie imstande sind, ein Bildwerk vollständig zu kopieren. Die Hauptsache aber fehlt ihnen: das Persönliche des schaffenden Bildners. Solche italienischen Kopien nach Meisterwerken aus den dortigen Museen sieht man viel in den Prunkräumen reicher Leute, die sich mit der Kunst sonst nicht viel beschäftigt haben und leicht glauben, sie befäßen an solchen meist auf der Italienreise billig erworbenen Marmorstatuen vollendete Kunstwerke. Aber „echt“ an diesen Gebilden ist meist nur das Material. Anders ist es mit den Vervielfältigungen künstlerischer Bildwerke etwa in Bronze. Diese können nicht so leicht durch fremde Hände einen wertlosen Charakter bekommen. Trotzdem kann auch bei ihnen durch schlechten Guß und unkünstlerisches Ziselieren viel verdorben werden. Hier sind es namentlich die Massenabgüsse nach Antiken, die in den italienischen Städten alle Läden füllen und die von den Fremden mit Vorliebe gekauft werden.

Die dritte Art der Gehilfen, die am höchsten stehenden, sind die Genossen und Mithelfer am Werke des Meisters. Es sind die eigentlichen Schüler, die, nachdem sie das Handwerkliche erlernt haben, im Geiste des Meisters schaffen. Später, oft schon in der Schule des Meisters, beginnen sie sich selbständig in freiem Schaffen zu betätigen.

Der Bildhauer hat es in unseren Tagen nicht leicht, freie Schöpfungen seiner Kunst, obgleich sie oft viel reizvoller sind als die auf Bestellung unter allerhand Einschränkungen entstandenen, gut unterzubringen. Umfangreiche freie Kunstwerke finden heutzutage aber fast gar keinen Absatz, denn zahlkräftige Kunstfreunde sind selten geworden. Nur große Vereine, Korporationen und der Staat selber oder die Verwaltungen der Städte kommen in Frage und sind dann meist Auftraggeber von Arbeiten mit gebundener Marschroute. Oft bleiben die besten Kunstwerke von geschätzten Künstlern jahrelang im Atelier stehen.

Für den jüngeren tüchtigen Künstler, der nicht mit Aufträgen überhäuft wird, ist es aber auch mit vielen Sorgen und großen Geldkosten verbunden, seine Werke überhaupt vor die Öffentlichkeit zu bringen. Ganz abgesehen von den großen Kosten der Herstellung verschlingen die Transporte der schweren Figuren und Gruppen allein schon ansehnliche Summen. Und nicht selten passiert es, daß der Künstler

sein in Gips abgeformtes, für eine Kunstausstellung hergerichtete Bildwerk in Stücken zerbrochen zurück erhält.

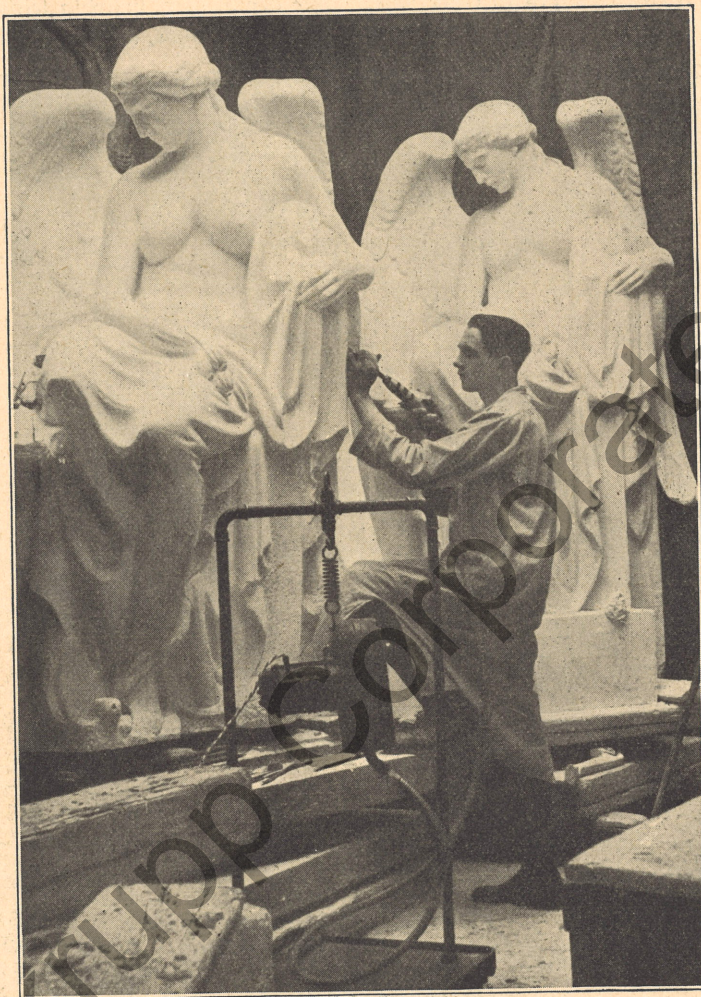
Aber Schlimmeres kann noch geschehen. Ich muß an eine traurige Geschichte denken, die sich in der Zeit meiner Studienjahre abspielte. Ein junger Bildhauer hatte sich unter vielen Entbehrungen und durch Sprachenunterricht, den er den Kindern eines Akademiedieners erteilte, bei dem er auch freien Mittagstisch bekam, genügend zusammengespart, um eine Kolossalgruppe modellieren zu können, von der er sich Ruhm und Ehre versprach. Ein Jahr fast hatte er an dem Riesenwerk gearbeitet, und schon näherte es sich seiner

Vollendung, als ein fürchterliches Unglück ihn aus allen Himmeln riß. Die Kollegen fanden den Armsten in tiefer Ohnmacht am Boden liegend, inmitten eines mächtigen Trümmerhaufens. Die ganze kolossale Gruppe: „Das Riesenpferd mit dem Maseppa“, in gigantischen Abmessungen, dessen inneres Eisengerüst sich verbogen hatte, war in sich zusammengestürzt. Der arme Kerl! Sein mühselig gespartes Geld hatte für eine solide Herrichtung des Eisengerüsts nicht gelangt.

Aber auch der Fall kann eintreten, daß einer für erspartes Geld ein schönes Stück Marmor erstanden hat und nach langer Arbeit sich plötzlich herausstellt, daß der Marmorblock inmitten fehlerhaft und brüchig ist. Wochen oder Monate mühevollen Schaffens sind so vergeblich verschwendet, und unter neuen Opfern muß das Werk von frischem begonnen werden.

Früher, zur Zeit der großen Architekten des vorigen Jahrhunderts, der Schinkel, Hitzig, Lucae, und auch noch in der folgenden Zeit war es „Stil“, die Gebäude mit ausdrucksvollem und wirklich bildhauerisch gedachtem Schmuck zu

versehen, wie das an der Börse, der Reichsbank, der Technischen Hochschule, dem neuen Pachtshof, auch noch am Reichstagsgebäude — hier jedoch schon sehr spärlich und untergeordnet — zu beobachten ist. Seit einer langen Reihe von Jahren aber ist dieser figürliche Schmuck, der den Bildhauer zur Geltung kommen läßt, verpönt; der neue Baustil arbeitet anders. Darum ist diese wichtige Quelle der Betätigung der Bildhauer an der Architektur versiegt. So ist es nicht verwunderlich, daß die Bildhauer unserer Tage sich im wesentlichen auf die Kleinplastik verlegen mußten. Denn Aufträge auf Porträtbüsten sind seltene Glücksfälle. Aber das Kunstgewerbe hat wieder Bedarf an guten kleinen Bildhauerarbeiten, an Bronzen, Porzellanen, Majoliken usw. Oft genug geht die Arbeit des Bildhauers in die des Keramikers über und sucht auch hier Eigenartiges zu schaffen, in guten Tierdarstellungen z. B., die dann wieder größere Dimensionen annehmen, um dekorativen Zwecken zu dienen. Und so ist zu erhoffen, daß wir einer Zeit glänzenden Aufstiegs auf kunstgewerblichem Gebiet entgegengehen, bis auch für die Bildhauer der monumentalen Arbeiten im älteren Sinne wieder Raum wird.



Der Marmorarbeiter.

See im Schloß Wiebrich.

Von Liesbeth Dill.



1 rotem Sandstein mit breiten Terrassen, zierlichen Pavillons und einem Mittelbau mit gewundener Freitreppe liegt es am Rhein, gegenüber der Insel, die im Rhein schwimmt, schräg gegenüber von Mainz, dessen stolz geschwungene Brücken und Türme sich in der beginnenden Dämmerung vom gelbrot gefärbten Abendhimmel abheben, als wir zur Teestunde am Schloßtor antkommen.

Die gastlichen Pforten öffnen sich nur noch selten, seit

die Besitzerin nicht mehr hier wohnt. Die steinernen Blumenvasen der Terrassen sind leer, in den kalten hohen Sälen hallen unsere Schritte. Einige hängengebliebene barocke Kristallkronleuchter, schwebende Ampeln zwischen rosa Marmorsäulen der Halle, alte cremefarbene Barockporzellanöfen, mit Stuck verschönernte Wandnischen und wappengeschmückte Stuckdecken mit Rokokophantasiën, heiter und elegant, die handgetriebenen, schmiedeeisernen, graziosen Treppengeländer, ferner die reichen, entzückenden Barockgittertore von berühmten Meistern zeugen von der früheren Pracht. Alles, was übriggeblieben, ist von seltener Anmut und Schönheit.

Große leuchtende Gemälde im Treppenhause und verdunkelte Familiengruppen wie überlebensgroße prächtige Holzgeschnitzte, bunt ausgemalte, naive Porträts verblichener Erzbischöfe und Könige in schweren Barockrahmen; das zierliche Treppengeländer ist ein Rokokogedicht. In dem langen Gang hängen auf verbläuter alter Efeutapete in

langer Reihe englische Kupfer, eine Ahnengalerie von rassisten, feingliedrigen Reit- und Rennpferden aus dem großherzoglichen Gestüt.

In dem großen, hellen, nach dem Rhein gelegenen Salon ist ein kleiner Kreis um die gedeckten Teetische versammelt. Die blonde junge Baronesse bewacht den summanden Samowar in der Ecke, man raucht und plaudert.

Durch die Fenster des Teezimmers sieht man den Rhein vorüberfließen, in der Ferne blaut das Gebirge; Herbstsonne schimmert auf den träg dahinziehenden Wellen, die schwimmende Insel mit ihren Pappelreihen liegt wie ein verträumtes Eiland im Rhein. Man sieht in den Garten der Villa, wo Richard Wagner während eines

Sommers wohnte und die „Meistersinger“ komponierte; in goldenen Lettern leuchtet sein Name an der Gartenmauer. —

Draußen beginnt es zu dunkeln. Schiffe schwimmen über dem Rhein, und über der dunklen, geheimnisvoll schwimmenden Insel steht groß und bleich der silberne Mond; glühend leuchtet es auf den zitternden Wellen, Rheingold funkelt aus der Tiefe geheimnisvoll anziehend, wie ein Zauber liegt es in der Luft. Nebel steigen auf, überwallen das Wasser, langsam verhüllt sich das märchenhafte Bild, durch die kahlen Bäume des tiefen Parks schimmern die ersten Laternen... Vom Dach des Mittelbaues heben sich zierlich graziose Göttergestalten vom Nachthimmel ab, Minerva mit dem Speer, die Juno mit dem Pfau, Merkur mit dem Schlangensstab, Apollo mit dem Pfeil — sie bewachen das Schloß, über dessen im Mondglanz dun-



Sechzehnhundertjahr-Feier in Xanten am Niederrhein.

Kreuzgang am St.-Viktor-Dom zu Xanten.

kelndem Dach schwarze Wolken unruhig dahintreiben in der Richtung nach Mainz. —

Stadtwahrzeichen.

Von H. Wulff.



Das Wahrzeichen Breslaus.
Der Bär vor dem
Schweidnitzer Keller.



Das Wahrzeichen
Brandenburs.
Der steinerne Roland.

Der Begriff eines „Stadtwahrzeichens“ hat sich allmählich von der eigentlichen Bedeutung des Wortes losgelöst. Während man heute mehr die architektonischen Eigenarten einer Stadt, ihre Türme und Tore, Brunnen, Bildsäulen, auch Bäume oder Naturdenkmäler als Stadtwahrzeichen ansieht, erfaßt diese Bezeichnung ursprünglich nur die äußeren Zeichen der „Stadtgewahrsame“, d. h. die sichtbaren Abgrenzungsmerkmale des Stadtkernes, die Weichbildzeichen, welche meist Kreuzesform zeigten. Diese Kreuze hatten jedoch mit dem christlichen Symbol nichts gemeinsam.

Sie wurden wegen ihres gotischen Stils, dessen durchsichtiges Maßwerk sie einem Spinnennetz gleichen ließ, Spinn- oder Spinnenkreuze genannt. Außer diesen Grenzsteinen galten später als Wahrzeichen Baudenkmäler, Schlußsteine mit historischer oder symbolischer Darstellung an öffentlichen Bauwerken, besonders an Schlössern, Domen oder Brücken, und Bauamulette — seltsame Gebilde, denen man glückspendende Eigenschaften zuschrieb: Hufeisen, Drudenfüße, Kreuze in den verschiedensten Formen, mit Eisen beschlagene Stöcke, rätselhafte Schlösser, Steinbilder von Menschen- und Tierköpfen oder Tiergestalten. Vielfach wurden auch Stadtwappen, Wirtshaus schilder, mancherlei seltsame, unerklärliche oder komisch wirkende Figuren, auch Siebel und Erker, Wetterfahnen und Kunstuhren als Stadtwahrzeichen angesehen; ferner die sichtbaren Zeichen der Rechtspflege, vor allen Dingen die Rolande, dann aber auch die Stätten des Strafvollzuges, Pranger, Hinrichtungsplätze usw., und schließlich die Erinnerungsdenkmäler für Unglücksfälle, Verbrechen und schuldlos Gerichtete, die „Sühnekreuze“.

Der praktische Wert der Stadtwahrzeichen greift zurück auf die Zeit des handwerklichen Wanderburschentums, in der sie eine überaus wichtige Rolle spielten. Ehe der Brauch der Wanderbücher sich einbürgerte, mußten nämlich die wandernden Handwerksgehlen sich vor dem Aufgeben eines strengen Examens über die Wahrzeichen der von ihnen besuchten Städte unterziehen, die sie genau kennen und beschreiben mußten. Die Wanderbücher machten die er altehrwürdigen Sitte ein Ende — die Stadtwahrzeichen gerieten in Vergessenheit — man kümmerte sich nicht mehr um diese

Denkmäler mittelalterlicher Kultur. Erfreulicherweise hat sich aber trotz dieser Gleichgültigkeit eine Reihe origineller Stadtwahrzeichen erhalten, die heutigentags von ihren Städten mit Stolz gezeigt werden.

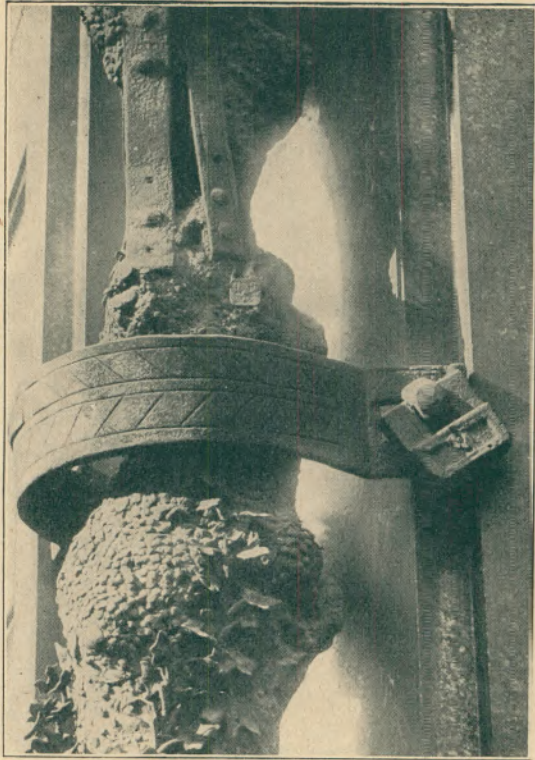
Viele Stadtwahrzeichen besitzt Württemberg. Das bekannteste von ihnen ist der steinerne Spatz, der, mit bloßem Auge kaum sichtbar, auf dem Dachfirst des Ulmer Münsters sitzt, ein Steinmehlscherz, dem eine lustige, an die Schildbürger erinnernde Geschichte zugrunde liegt. Als die Ulmer ihr Münster erbauten, wollten die Zimmerleute einen Balken hineinschaffen. Sie wunderten sich, daß der quergelegte Balken nicht durch den Eingang gehen wollte, bis ihnen ein Spatz, der einen Strohz-



Obermarsberg. Roland.



Obermarsberg. Schandpfahl



Ein sagenumspunnenes Stadtwahrzeichen.
Der „Stoß im Eisen“ am Graben zu Wien.

Wahrzeichen erhalten, das „Postmischelkreuz“, ein Eühnekreuz für einen mittelalterlichen Justizmord, das aber erst in neuerer Zeit seinen jetzigen Platz erhalten hat. — Im Mittelpunkt der Stadt, von jedem Einheimischen gekannt und jedem Fremden besichtigt, steht in Wien am „Graben“ der „Stoß im Eisen“, ein merkwürdiges Kulturdokument und typisches Stadtwahrzeichen, von dessen Ursprung und Bedeutung die Sage mancherlei berichtet. Seltsam ist auch die eisenbeschlagene Keule, die an dem Gemäuer des Frankfurter Tores in der alten märkischen Stadt Mühlberg hängt, und unter der auf einer Steintafel zu lesen ist: „Wer seinen Kindern schenket Brot — Und leidet selber Not — Den soll man schlagen — Mit dieser Keule tot“ . . .

Eine besondere Abart der Stadtwahrzeichen sind die Rolande, die man hauptsächlich in niederdeutschen Städten antrifft, und die Richtstätten für Verbrecher und Hengen. Besonders gut erhalten und architektonisch beachtenswert ist der gotische

halm hinter sich ins Nest zog, zeigte, wie sie es machen mußten. — Auf der Schloßbrücke in Großsachsenheim hockt das steinerne Bild eines puzigen Wichtelmännleins, das „Klopferle“, ein guter Hausgeist des Schlosses, der es aber unter Blis und Donner verließ, als der Schloßherr ihn beschwören wollte, sich zu zeigen. — Das entzückende alte Schwabenstädtchen Lauffen am Neckar hat ein Wahrzeichen in der Regiswindiskapelle, in der die Gebeine der siebenjährigen Heiligen in seinem Sarkophag ruhen. Auch Stuttgart hat sich trotz stetig wachsenden Verkehrslebens ein



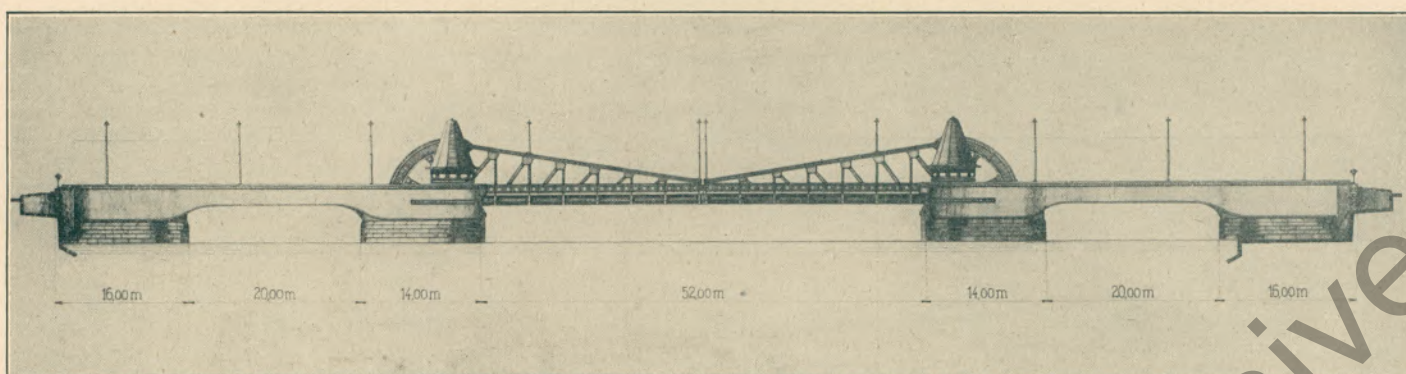
„Das Klopferle“ von Großsachsenheim.



Die Regiswindiskapelle in Lauffen am Neckar.

Pranger von Schwäbisch-Hall; seltsam massig und unmittelbar in seiner Primitivität wirkt der eigenartige Schandpfahl des westfälischen Städtchens Obermarsberg. Lustiger sind die Wahrzeichen, die kunstfreudiger Humor in den alten Städten erstehen ließ, wie z. B. der berühmte „Gänsemännchenbrunnen“ in Nürnberg, der Bär am Eingang des Schweidnitzer Kellers in Breslau, einer der ältesten Trinkstätten Deutschlands, das „Ruhhirtendenkmal“ von Bochum, die bekannten Pferdeköpfe vom Kölner Neumarkt oder die spaßigen Soldatenfiguren über einer Haustür in dem schlesischen Städtchen Sprottau.

Ob älteren oder jüngeren Ursprungs, ob Kunstdenkmäler, heitere Seltsamkeiten oder ehrwürdige Zeugen ernsten Geschehens oder mittelalterlicher Grausamkeit: immer geben die Stadtwahrzeichen Einblicke in die kulturgeschichtliche Entwicklung des deutschen Volkes, die heute noch lebendiger und stärker wirken, als alle Beschreibungen und Erzählungen es je zu tun vermögen.



Die größte Klappbrücke des Kontinents.

Ein Erfolg deutscher Brückenbautechnik.

Der Bau der Königinbrücke in Rotterdam wurde kürzlich gegen erhebliche internationale Konkurrenz an die Vereinigten Stahlwerke Dortmunder Union vergeben. Diese Brücke ist eines der technisch interessantesten Brückenbauwerke, die in den letzten Jahren ausgeführt wurden, und es ist ein besonderes Zeichen für die außerordentliche Leistungsfähigkeit der Brückenbauanstalt der Dortmunder Union, daß sie aus dem Wettbewerb um dieses Projekt siegreich hervorging. An der Ausführung des Bauwerkes wird neben den Vereinigten Stahlwerken auch noch die Firma Freund-Stärke-Hoffmann Maschinen-A.-G. in Berlin und Hirschberg in Schlesien beteiligt sein.

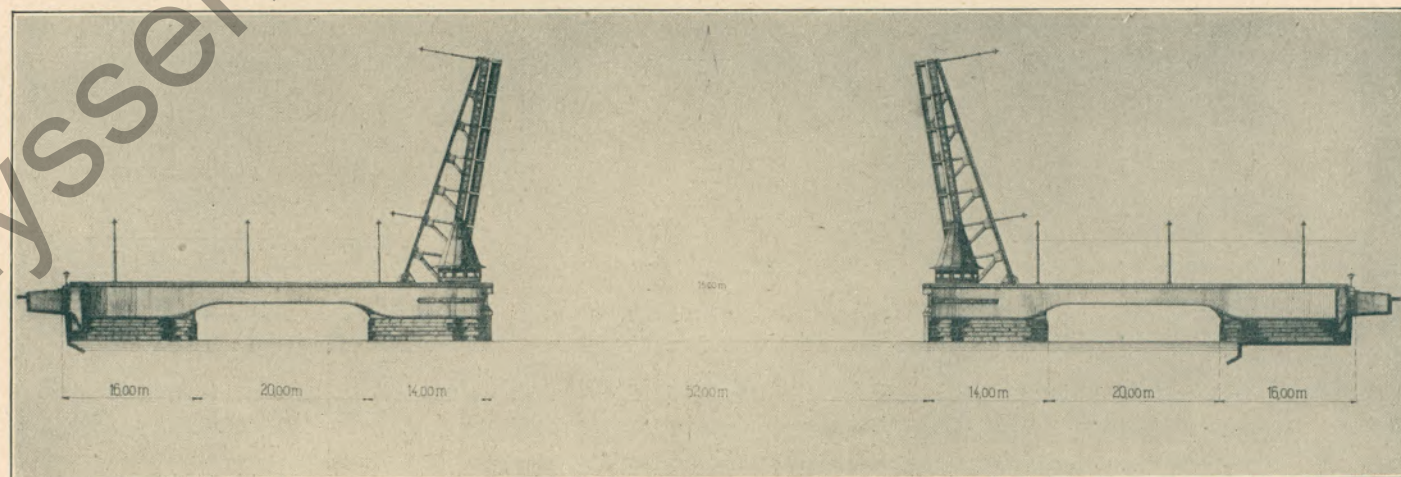
Die Königinbrücke soll den südlichen Maasarm in Rotterdam, „Königshafen“ genannt, überbrücken. Die Maas teilt sich in dem Gebiet der Stadt Rotterdam bekanntlich in zwei Arme, zwischen denen die sogenannte „Nordinsel“ liegt. Über beide Arme führen je eine Eisenbahnbrücke und eine Straßenbrücke, die die Nordinsel mit dem anderen Stadtgebiet verbinden. Schon seit mehreren Jahren genügt die alte Königinbrücke über den südlichen Maasarm nicht mehr dem in den letzten Jahren gewaltig gestiegenen Verkehr. Die schmale Fahrbahn gestattete nur in jeder Richtung einen einzigen Reihe von Fahrzeugen den Durchgang. Die Stadtverwaltung von Rotterdam entschloß sich daher, eine neue, breitere und auch in der Bauart modernere Brücke an Stelle der alten Königinbrücke zu erbauen. Der Entwurf, auf den schließlich die Wahl fiel, ist aus den beigelegten zwei Abbildungen zu erkennen. Die erste Abbildung zeigt die Brücke in geschlossenem Zustande, die zweite läßt die gewaltige Durchfahrtsbreite bei geöffneter Brücke erkennen.

Man entschloß sich, zwei feste Seitenöffnungen von je 22 Meter Stützweite mit einer Eisenbetonkonstruktion zu

überbrücken und für den Schiffsverkehr eine 50 Meter im Lichten breite Mittelloffnung zu schaffen. Diese Mittelloffnung wird durch die aus den Abbildungen erkennbare doppelte Klappbrücke überspannt. Der Abstand der Drehachsen der beiden Klappen voneinander beträgt 58,5 Meter. Die neue Brücke wird eine Fahrbahnbreite von 16,50 Meter erhalten, auf welcher in jeder Richtung drei Fahrzeuge nebeneinander verkehren können. Die beiden seitlich angebrachten Fußsteige besitzen je eine nutzbare Breite von etwa 4 Meter. Es ist vielleicht noch interessant, zu erfahren, daß außer einer Klappbrücke auch Hubbrücken und Drehbrücken in den Voruntersuchungen einer sorgfältigen Prüfung unterzogen wurden. Man gab der Klappbrücke vor den Drehbrücken schließlich den Vorzug, weil sie sich schneller öffnen läßt und für den Schiffsverkehr weniger Gefahrenpunkte bietet. Eine Hubbrücke wurde wohl ausgeschieden, weil die erforderlichen hohen Führungstürme eine architektonisch unerwünschte Beigabe bedeuten.

Die neue Königinbrücke wird die größte doppelte Klappbrücke des Kontinents werden. Das Gewicht der bewegten Massen beider Klappen beträgt etwa 2500 Tonnen, die in etwa 60 Sekunden bis zur vollen Freigabe des Durchfahrtraumes bewegt werden. Mit ihrer Stützweite von 58,5 Meter zwischen den Drehpunkten der beiden Klappen und mit ihrer Gesamtbreite von 27 Meter reicht sie bald an die größte amerikanische Klappbrücke über den Schuylkill-Fluß in Philadelphia von 72,3 Meter Stützweite und 18 Meter Breite heran.

Der Auftragswert der Eisenkonstruktion sowie der maschinellen und elektrischen Ausrüstung beträgt etwa 800 000 holländische Gulden. Die Bauzeit ist von dem Tage der Vergebung an mit eineinhalb Jahren veranschlagt.



Flug über Phönizien.

Von W. Debus.

(Karte der Flugstrecke siehe Seite 408.)

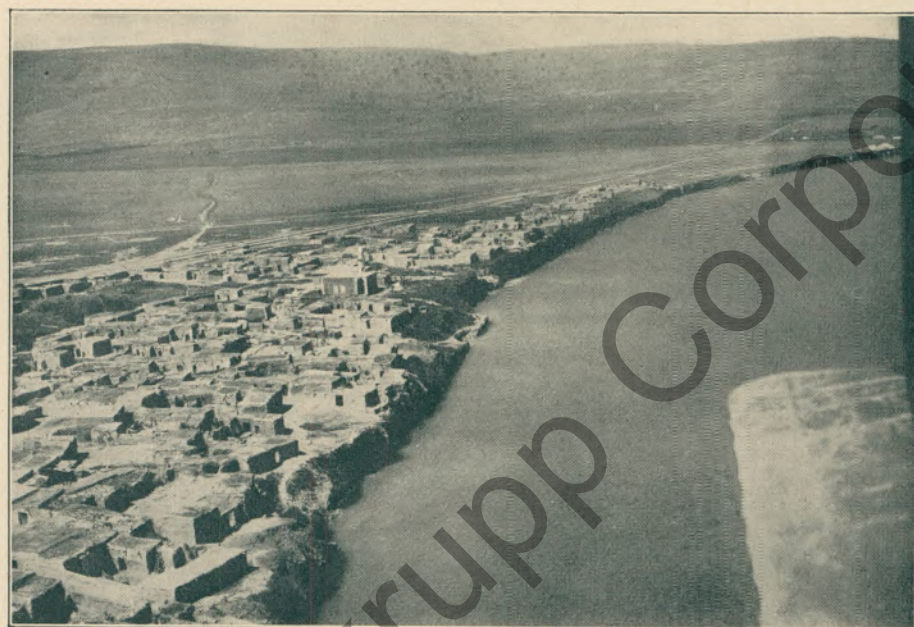
Auf vorspringendem Felsen des Berglandes Gilboa ein arabisches Kastell aus gelbweißen Quadersteinen. Weit öffnet sich der Ausblick über die Ebene Jesreel hin. Die verschwimmende Horizontlinie durchbricht der stumpfe Kegel des Tabor, Ausblick zum Meer wird gesperrt durch den langgestreckten Rücken des vorgelagerten Karmel.

Ein kurzer Weg durch meterschmale, steil abfallende Gassen führt zum Flugplatz. Süßlicher Geruch von Hammelfett, blinde, gabenheischende Bettler mit ausgestreckten Armen, arabische Händler, von einem Kranz aufgetürmter Melonen umgeben, Beduinen mit Kamelkarawanen.

Weisse Flugzeugzelte. Langsam, schnau-



Beduinen Schönheiten.



Atlit (südlich von Haifa).

Der arabische Flecken ist über den in Sand vergrabenen Trümmern einer phönizischen Siedlung erbaut.

fend mahlt der Propeller. Das Reisegepäck wird verstauf, die Lederkappe übergestülpt, die Brille im Propellerwind nochmals poliert, um das Beschlagen zu verhüten. Vollgas! Der Motor läuft einwandfrei. Bremsklöße los! Die Maschine stolpert unbeholfen, hüpft über die Steppe und springt in ihr Element. In Haushöhe stürme ich über die Ebene Esdrelon dahin. —

Tiefklaffende Risse durchziehen das sonnengedörrte, schwarzgraue Gelände unter mir. Nach kurzer Überlegung, ob ich den Jordan aufwärts bis zum See Genezareth rutschen soll, um dort das schmale Tal des Wadi-et-Taim heraufzulektern und dann, nach Westen ab-

biegend, die Hänge des Libanon bis zum Meere herabzugleiten, entscheide ich mich für den Küstenweg und biege nach Westen auf den Höhentücken des Karmel zu.

Zwar lockt der Blick auf den See Genezareth, es lockt die Strecke über die kraterbesäte vulkanische Einöde des Hauran, der Heimat der Drusen, es lockt ein kurzer Abstecher nach Damascus. Aber wenn man monatelang sonnendurchglühte flimmernde Steppe, zerrissene kahle Fergänge, stinkendes Hammelfett und ungezieferbesäte Araber um sich gehabt hat, wird Sehnsucht nach Meer und Frische und Seewind plötzlich so unbezwingbar, daß alles andere dahinter zurücktritt.

Rechts oben, an die Hänge geklebt, gleitet Nazareth an mir vorbei. Vor mir ballt sich eine Schafherde, schiebt sich furchsam in wechselnden Umriffen



... Einer Kreisfäße gleich schneidet der gezackte Mauerkranz der Kreuzfahrersfeste St.-Jean d'Acre (Akko) in den blauen Meerespiegel.



... Allmählich rückt die eine der beiden uralten phönizischen Schwesterstädte, Tyrus, näher.

zusammen und stiebt auseinander, als ich über sie hinwegbrause. Der Schäfer liegt vor Angst platt auf dem Boden.

Ich steige ganz allmählich dicht über den langsam aufstrebenden Höhenrücken hinweg, der die unter dem Meeresspiegel liegende Ebene Cadrelon vom Meere trennt. Jetzt erst, auf wenige Kilometer Entfernung, wird der Blick frei auf die plötzlich in ungeheurer Weite sich dehnende blaue Fläche des Mittelländischen Meeres. Bis hart an die Küste drängt zur Linken der Karmel, gekrönt vom Karmeliterkloster und umkränzt von den weißen Häuserreihen Haifas. Deutlich hebt sich die „deutsche Kolonie“, von frischem Grün durchzogen, aus dem Araberviertel hervor. In einer weit ausholenden Rundung schmiegt sich die palmenumsäumte Bucht von Akkon in die von Süd nach Nord aufstrebende Küste. Einer großen Kreissäge gleich schneidet der gezackte Mauerkranz der Kreuzfahrerfestung St. Jean d'Acre in den blauen Meeresspiegel.

Gedanken an Geschichtsstunden, in denen die Rede war von Phönizien, der Wiege der Menschheit, von der Größe und dem Verfall des Judentums, von römischen Provinzen und Kreuzfahrerzeiten gleiten

die ruhig dahinpendelnde Kette in ungleichmäßige Bewegung zu bringen. Einmal sehe ich, wie eins der ausbrechenden Tiere seine Last allmählich verliert und Orangen, roten Perlen gleich über den weißen Sand hüpfen und rollen.

Allmählich rückt die eine der beiden uralten phönizischen Schwesterstädte, Tyrus, näher. Außer einer großbogigen römischen Wasserleitung läßt nichts auf ihre große Vergangenheit schließen. Weiße Sanddünen rücken weiter als gewöhnlich vor und verstärken das Gefühl der Ede und einer weit fortgeschrittenen Versteinerung gewesenen Lebens. Der

vorüber und verwischen Grenzen des Erlebten und Erträumten.

Ich suche mir als Rennstrecke den schmalen Trennungsstrich zwischen Wasser und Land aus und streife die phönizische Küste aufwärts. Die Berge zur Rechten werden höher und sehen von oben auf mich herab. Langsam steige ich, gleite dann wieder herab bis dicht über den weißen Sandstreifen, der Bergkette und Meer trennt, und mache mir ab und zu den Scherz, irgendeine Kamelkarawane zu erschrecken, die über den Sandstreifen hinstampft. Ich weiß, daß ich dem Kameltreiber durchaus keine Freude damit bereite. Aber es ist zu lustig,



... Tiefgrüne Orangen- und Zitronengärten legen sich in einem breiten Gürtel um Sidon.

Ausblick auf das fernher aus einem grünen Kranze herüberleuchtende Sidon verdrängt die anschleichenden Gedanken der Vergangenheit. Tiefgrüne, ausgedehnte Orangen- und Zitronengärten — ein seltener Anblick — legen sich in einem beim Näherkommen immer breiter erscheinenden Gürtel um die Stadt. Weiße, gepflegte Häuser sprenkeln aus dem saften Grün hervor. Hier und dort heben sich Palmen und Bananenbäume über die sonst gleichmäßig hohe grüne Fläche heraus. Ein Wasserrad dreht sich stockend, widerwillig. Vorpostengleich reckt sich gegen und in das Meer ein weißes Kastell, gegen das Land gestützt durch eine schmale, aber in sich wuchtig fest erscheinende Brücke. Über kuppelgekrönten Moscheen wachsen Gebetstürme in die Luft. Aus dem mauerumfriedeten Hof einer Karavanserei winken zwischen aufgetürmten Ballen hastig flatternde grauweiße Luchsfellen. Ich stelle den Motor ab, gleite über die flachen Dächer hin und rufe ein türkisches Begrüßungswort hinunter. Im Augenblick sind Arme und Luchsfellen wie erstarrt. An „Stimmen aus der Höhe“ ist man hier noch weniger gewöhnt als in Europa. Zur Rechten rücken die Ausläufer des Libanon vor, erdrücken den Landstreifen und schneiden steil ins Meer. Ich klettere an den zerklüfteten, in regelmäßigen Abständen durch

schmalgeschnittene Seitentäler eingezackten Hängen empor. Die Möglichkeit, einen Höhenunterschied von mehr als zweitausend Meter in sieben Minuten zu nehmen, verleitet zu einem Sprung über den Libanon, um ganz schnell dem Antilibanon und schneebedeckten Hermon zuzuwinken und Erinnerungen an das dahinter an Rande der palmyrischen

Küste liegende Damaskus aufzufrischen. Mein Seitensprung hat mich unvermerkt auf fast dreitausend Meter gebracht. Ich habe ganz dicht über das graubraune, ausgewaschene Steinplateau hinweg, über Schnee und Eis, über Schroffen und Abgründe in grenzenloser Einsamkeit, die nichts weiß von Menschen und Menschenwerk, wende mich allmählich nach Westen, bis die Bergmassen in jähem und unaufhaltsamem Fall sich plötzlich auflösen und

den Blick wieder freigeben auf das unermesslich sich dehnende strahlendblaue Mittelländische Meer. Tief unten, am Fuße des steil abtürzenden Gebirgsnaßs hingelagert, ein weißes Häuserfeld. Ein schmaler Küstenstreifen, widerwillig von Meer und Berghängen freigegeben, zieht mich an. Über das weiße Häusermeer hingleitend halte ich darauf zu. Knirschend fressen sich die Räder in den tieferen Sand ein. Ich bin in Beirut, dem Ziel meiner „phönizischen Reise“.



... Ich habe ganz dicht über das graubraune, ausgewaschene Steinplateau hinweg.



Über dem Häusermeer von Beirut.



Haifa, vom Karmel aus aufgenommen.

Links im Vordergrund, von der Baumreihe durchzogen, die deutsche Kolonie, ganz im Hintergrunde die Küste von Akko.

Deutsche Kolonisten in Palästina.

Von Rudolf Seiden, Wien.

Abgesehen von den Kreuzrittern des Mittelalters, unter welchen sich viel Deutsche befanden, sind — wie aus allen Ländern so auch aus Deutschland — seit Jahrhunderten Pilger, Forscher und andere Reisende nach dem Heiligen Lande gekommen. Aber erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts ließen sich die „Franzen“, unter welchem Begriff der Araber alle Westeuropäer und Amerikaner zusammenfaßt, hier ständig nieder. Diese Kolonisten zählen heute, abgesehen von den etwa 150000 Juden, einige tausend Seelen. Die Deutschen selbst bilden neben den Engländern unter ihnen die stärkste Gruppe; sie gehören meist der „Templergemeinde“ an und beschäftigen sich hauptsächlich mit Landwirtschaft und Handel.

Die Templervereinigung wurde 1860 von Württembergern begründet, die auch die überwiegende Mehrheit der Deutschen in Palästina bilden. Sie haben ihren Dialekt beibehalten und sprechen untereinander und mit den Juden (die alle die deutsche Sprache oder einen dem Deutschen verständlichen Jargon beherrschen) in ihrer Muttersprache. Der Gedanke, daß der Unglaube in der Welt nur dann besiegtbar ist, wenn der „Tempel“ im Heiligen Lande wieder erbaut wird, ließ sie ihre Gesellschaft schaffen, die in der ersten Christengemeinde ihr erstrebenswertes Vorbild sah. Es handelt sich bei der Templerbewegung demnach letzten Endes um einen religiösen Zionismus im christlichen Sinne.

1866 kamen ihre ersten Einwanderer ins Land, unter Führung von Christoph Hoffmann und Hardegg; sie ließen sich in Haifa nieder, wo sich noch heute ihre schöne Kolonie — die wohlhabendste unter allen — durch Reinheit, blühende Gärten, gepflegte Straßen und nette Häuser vorteilhaft von

der arabischen Altstadt unterscheidet. Kaum ein Jahr später wurde bei Jaffa das von einer amerikanischen Sekte aufgelassene Viertel aufgekauft. Nun folgten die Errichtung einer Siedlung in Jerusalem (Rephaim) und dann die mehrerer landwirtschaftlicher Kolonien: Sarona (1871), Bir Salem (1890) und Wilhelma (1902), alle drei bei Jaffa gelegen; ferner Bethlehem in Galiläa, das benachbarte Um el Amed (1907) und Neuhardtshof bei Haifa, schließlich einige kleinere Niederlassungen, wie El Lire; sie alle sind blühend und ertragsreich.

Auf den Gebieten der Landwirtschaft, des Handels und des Gewerbes, aber auch in kultureller Hinsicht haben die Deutschen — schon vor dem Entstehen der jüdischen Siedlungen (1880) — als erste europäische Pioniere sehr viel geleistet. Die Deutschen waren die Lehrmeister ihrer arabischen Nachbarn in allem; sie haben ihnen den Gebrauch moderner Geräte und rationelle landwirtschaftliche Methoden gezeigt und, nicht zuletzt, Wertvolles zur Erforschung des für Millionen Menschen „Heiligen“ Landes beigetragen; so unter anderem auch durch die Gründung des „Deutsch-Evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft“ (1902). Aber auch in der sozialen Wohlfahrt haben sie segensreich gearbeitet, besonders durch die „Kaiserin-Augusta-Viktoria-Stiftung“ (Hospiz und Erholungsheim), deren Prachtbau sich mit dem sechzig Meter hohen Aussichtsturm auf dem Gipfel des Ölberges erhebt; heute ist dieses Schloß der Sitz des englischen Oberkommissars für Palästina. Schließlich seien die deutsch-evangelischen Missionen nicht vergessen.



Das Kreuz in der Mitte der Karte zeigt den Ausgangspunkt des im vorhergehenden Aufsatz geschilderten „Fluges über Phönizien“.

arbeitet, besonders durch die „Kaiserin-Augusta-Viktoria-Stiftung“ (Hospiz und Erholungsheim), deren Prachtbau sich mit dem sechzig Meter hohen Aussichtsturm auf dem Gipfel des Ölberges erhebt; heute ist dieses Schloß der Sitz des englischen Oberkommissars für Palästina. Schließlich seien die deutsch-evangelischen Missionen nicht vergessen.

Die Ausdauer und der Fleiß der Tempeler haben sich belohnt gemacht. Trotz aller Schwierigkeiten des oft sumpfigen oder steinigten Bodens, trotz des ungewohnten, im Sommer fast unerträglich heißen Klimas, das auch Todesopfer forderte, ließen sie sich von ihrem Wege nicht abbringen — und sie blieben endlich Sieger. Knapp vor

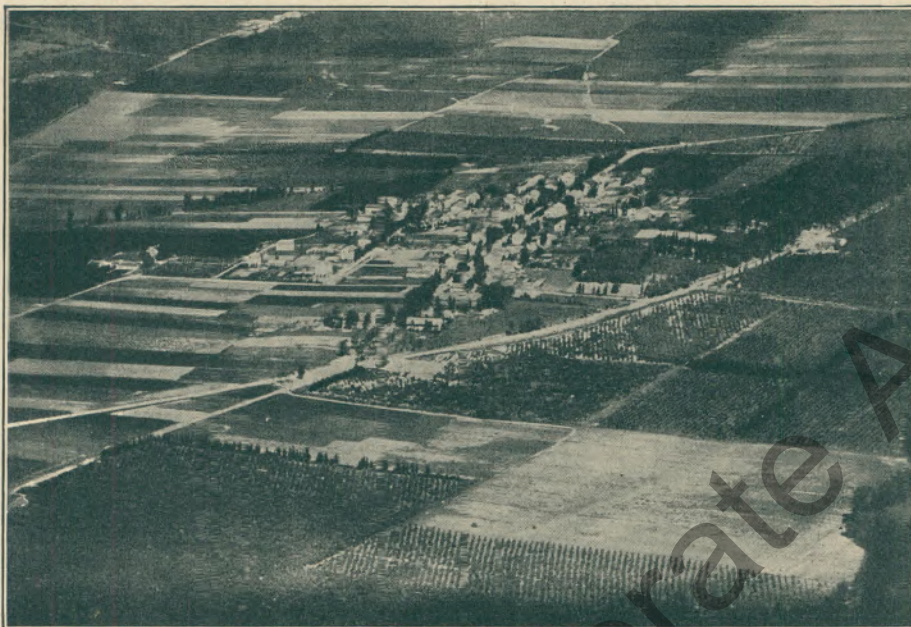
Ausbruch des Krieges besaßen sie — damals über 2000 Seelen — ungefähr 4000 Hektar Boden in Palästina; der Gesamtbesitz wurde — abgesehen von den drei städtischen Siedlungen — mit etwa 7 1/2 Millionen Goldmark angege- ben. Im Kriege mußten sehr viele Deutsche das Land, das zum Kriegs- schauplatz geworden war, verlassen, aber nach seiner Beendi- gung erhielten sie ihr Eigentum wieder zu- rück; heute sind die Deutschen in Palä- stina wiederum fast

ausnahmslos wohlhabende, vielfach sogar reiche Leute, die unbehindert ihrer Arbeit nachgehen können. Sie hatten im Laufe der Jahrzehnte wohl viel zu leiden gehabt; diese Leiden und ihre innere Einstellung auf ein großes religiöses Ziel haben sie still und abgeklärt werden lassen. Doch mit Stolz können sie auf ihre bisherigen Leistungen zurückschauen.

Ein großer Teil der Deutschen Palä- stinas widmet sich der Milchwirt- schaft; diese hat sich als einkömmlich er- wiesen, da die deut- schen Kolonien meist in der Nähe großer Städte mit zahlrei- chen jüdischen Ein- wanderern liegen. Die Araber kommen als Kunden fast gar nicht in Betracht. Die ackerbautreie- benden Deutschen hatten lange Zeit schwere Sorgen, da sie trotz, oder besser wegen ihrer moder- nen Arbeitsweise nicht mit den für europäische Begriffe unfassbar primitiv arbeitenden Fellachen konkurrieren konnten.

Hier trat der interessante und nicht alltägliche Fall ein, daß das Primitive, das Rückständige erfolgreich gegenüber Fortschritt in Wissenschaft und Technik blieb; die Ursachen dafür sind so zahlreich, daß an dieser Stelle auf sie nicht näher eingegangen werden kann. Nach jahrelangen Versuchen stellte sich endlich heraus, daß hier

ein Verschmelzen der arabischen und der europäischen Me- thoden das einzig Richtige ist. So haben die Deutschen und die Juden allmählich gänzlich neue Arbeitsweisen gefunden, die allerdings wohl nur in Palästina wegen der dortigen be- sonderen Verhältnisse erfolgreich angewendet sind.



Die deutsche Kolonie Sarona.

Seifenfabrik hervorzuheben. Der Handel selbst war vor dem Kriege sehr entwickelt; der Import aus Deutschland und Österreich-Ungarn bildete einen Hauptfaktor in der syrisch- palästinischen Handelsbilanz. Langjährige Arbeit war notwendig gewesen, bis Deutschland und Österreich, Belgien, England und Frankreich zurückgedrängt hatten. Es wäre schade, wenn diese

beiden Staaten gerade heute, da ihre Wirtschaftslage nicht am besten ist, nicht alles versuchen wür- den, ihre Absatzmög- lichkeiten in Palä- stina und Syrien zu- rückzuerobieren. Kon- kurrenzfähige Preise, günstige Zahlungs- konditionen, wo- möglich auch Errich- tung von Muster- lagern — der Orien- tale will sehen, was er kauft — werden gewiß Erfolge für die Fabrikanten brin- gen. Die Deutschen und die Juden des vorderen Orients würden gerne mit Deutschland und Österreich arbeiten, da schon der Wegfall



Deutsche Kolonie am Südwestrande des Sees Genezareth.

der Sprachschwierigkeiten in der Korrespondenz und die im Orient noch immer bekannte gute Qualität der Erzeugnisse dieser Länder einen bedeutsamen Vorprung vor den andern importierenden Staaten darstellten. Freilich müßten auch die Regierungen, Handelskammern und Schiffsahrtsgesellschaften ihr Augenmerk mehr als bisher dem nahen Osten zuwenden.

Technische Gedenktage.

1. 9. Todestag von Josef Anton von Maffei, dem Gründer 1870 der bekannten Lokomotivfabrik in München.
1. 9. starb Hermann Passow zu Blankensee bei Hamburg. Er war 1919 ein erfolgreicher Vorkämpfer für die Herstellung von Zement aus Hochofenschlacke.
4. 9. starb Hermann Dietrich Piepenstock. Sein Vater hatte 1843 sich durch Zähigkeit und klugen Geschäftssinn vom Hausierer zu einem bedeutenden Unternehmer emporgearbeitet. Der Sohn Hermann Dietrich war u. a. Begründer der Hermannshütte, die später in den „Hoerder Verein“ aufging und heute zu den „Vereinigten Stahlwerken“ gehört.

4. 9. schrieb Goethe 1790 anlässlich seines Besuches in Oberschlesien an die Knappschaft zu Tarnowitz: „Herrn von gebildeten Menschen, am Ende des Reiches, wer hilft Euch Schätze finden und sie glücklich bringen ans Licht? Nur Verstand und Redlichkeit helfen; es führen die beiden Schlüssel zu jeglichem Schatz, welchen die Erde verwahrt.“

8. 9. Todestag von 1894 Hermann Helmholtz, dem Begründer der neuzeitlichen Physik.
11. 9. begann Ferdi- 1844 nand von Miller den Guß der Bavaria von Schwanthaler, die eine Höhe von 15,7 m hatte und 1438 Btr. wog.

14. 9. wurde Heinrich Lueg zu Sterkrade geboren. Er war Mit- 1840 begründer der Maschinenfabrik Haniel & Lueg in Düsseldorf. Sein besonderes Verdienst ist das Zustandekommen der großen Düsseldorfer Ausstellungen in den Jahren 1886 und 1902.
14. 9. Geburtstag von Ernst Schief, dem Gründer der bekannten 1840 Werkzeugmaschinenfabrik in Düsseldorf.
16. 9. wurde der Hammer Fritz, der 1000-Zentner-Hammer der 1861 Krupp'schen Gußstahlfabrik, in Betrieb genommen. Er war eine der genialen Schöpfungen Alfred Krupp's und blieb nahezu 50 Jahre, bis zum 4. März 1911, in Tätigkeit.
16. 9. Unterzeichnung des Gesellschaftsvertrages zur Gründung des 1852 „Phoenix“ vor dem Kgl. Notar Jakob Schümmer in Aachen. Die Firma L. Michiels & Cie., Puddel- und Walzwerk in Eschweiler-Aue, die den Grundstock des „Phoenix“ bildete, wurde am 1. Juli 1853 übernommen.
17. 9. starb der Hütteningenieur Richard Abé zu Annen i. W. Er 1919 war ein Pionier auf dem Gebiete der Stahlformgußtechnik

und leitete lange Jahre das Gußstahlwerk Annen mit großem Erfolg.

18. 9. Todestag von James B. Francis, einem bedeutenden amerika- 1892 nischen Wasserbaufachmann. Er ist auch der Konstrukteur einer Wasserturbine. Francis stellte schon früh Untersuchungen an über die Festigkeit von Gußeisensäulen und legte seine Erfahrungen darüber in einer Denkschrift nieder, die er am 14. Februar 1865 der American Academy of Arts and Sciences überreichte.

20. 9. wurde zu München Theodor von Bauer, ein bekannter 1838 Koksofenkonstrukteur, geboren.

21. 9. wurde der erste 1796 Kokshochofen Deutschlands auf der Kgl. Eisenhütte in Gleiwitz durch Baildon und seinem Gehilfen Schulze in Betrieb gesetzt.

22. 9. erblickten die 1879 Rheinischen Stahlwerke zu Duisburg-Meiderich und der „Hoerder Verein“ zu Hoerde die erste Thomas-Charge in Deutschland.

22. 9. starb zu Jemeppe 1922 a. d. Maas Gustave Pastor, Großniese von John Cockerill, 1877 bis 1890 technischer Leiter der „Rheinischen Stahlwerke“. Er ist an der Einführung des Thomas-Verfahrens in Deutschland hervorragend beteiligt (s. vorstehende Notiz).

25. 9. Todestag von Karl Jüngst, einem bekannten Forscher auf dem 1918 Gebiete der Gußeisenprüfung. Jüngst leitete lange Jahre das Kgl. Hüttenwerk in Gleiwitz.

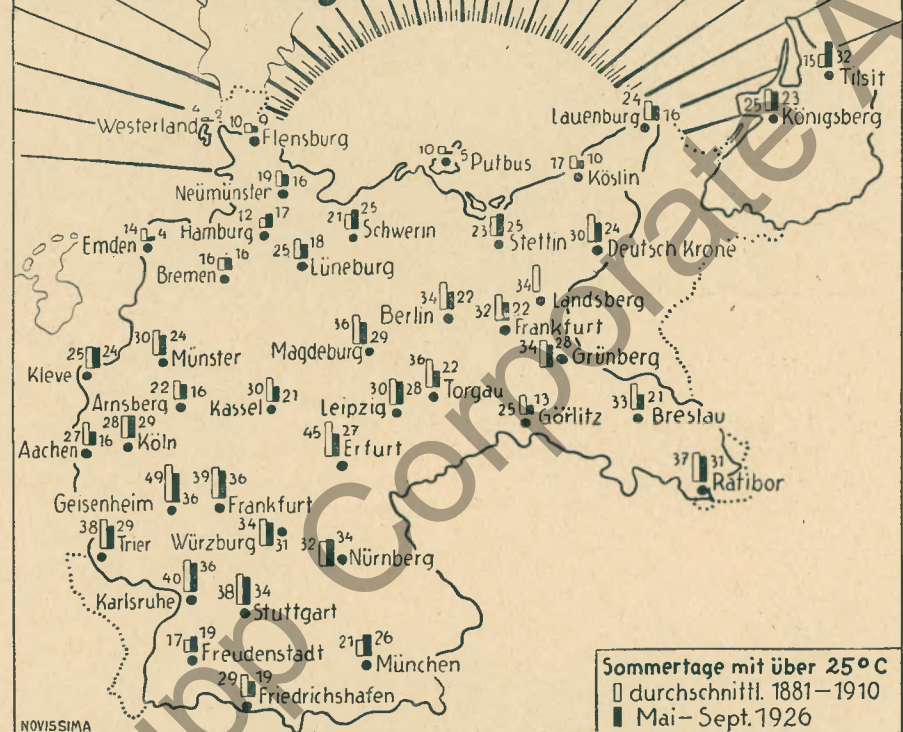
27. 9. starb zu Berlin Peter Christian Wilhelm Beuth, preussischer 1853 Staatsmann und Förderer der Industrie. Seine hauptsächlichsten Verdienste sind: Neugestaltung der Preussischen Deputation für Handel und Gewerbe, Errichtung des Berliner Gewerbeinstituts, der heutigen Technischen Hochschule, Gründung des Vereins zur Beförderung des Gewerbefleißes.

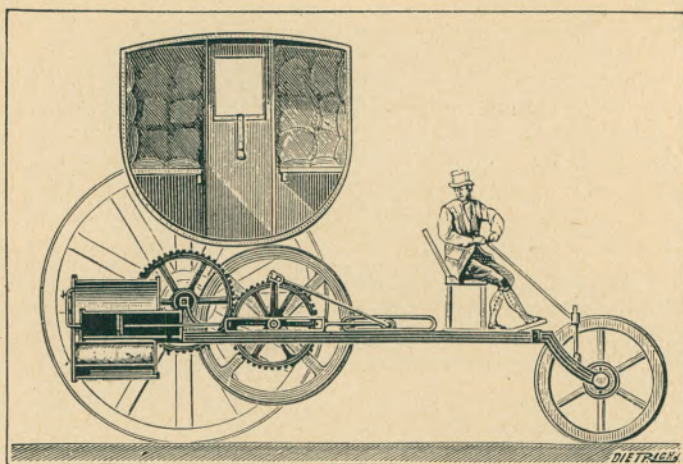
30. 9. wurde zu München Josef v. Baader geboren. Er war baye- 1763 rischer Direktor des Bergbaues und Maschinenwesens, eifriger Förderer der Eisenbahnen und Erfinder des Zylindergebläses.

30. 9. starb Ludwig Ehrhardt, der Mitbegründer der Firma Ehr- 1905 hardt & Sehmmer, einer auf dem Gebiete des Großmaschinenbaues bekannten Maschinenfabrik.

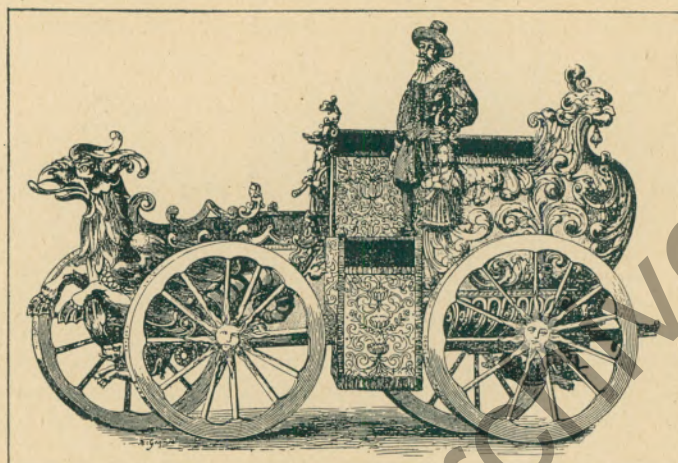
Zahade.

Sommertage in Deutschland





Trevithicks Dampfkutsche aus dem Jahre 1801.
(Aus: „Siegeslauf der Technik“, Stuttgart.)



Deutscher selbstfahrender Wagen aus dem Jahre 1649.
(Die Bewegung erfolgte durch eine Uhr.)

Zur Geschichte des Kraftwagens.

Von Dr. P. Martell.

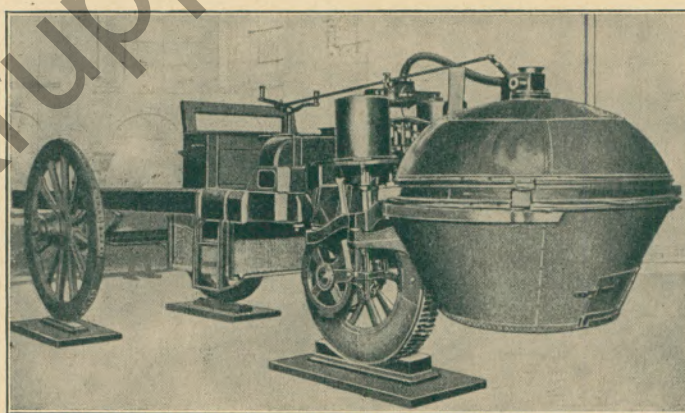
Das Auto im Sinne unserer Zeit ist eine Schöpfung der modernen Technik; nichtsdestoweniger lassen sich die historischen Fäden hinsichtlich der Entstehung und Entwicklung des selbstfahrenden Wagens bis in das Altertum verfolgen. Bereits im 1. Jahrhundert n. Chr., in den Werken Herons von Alexandrien (bekannt als Erfinder des Heronsballes), findet sich der Gedanke eines selbstfahrenden Wagens. Im Mittelalter, das für die Technik nur wenig übrig hatte, ist der Gedanke eines selbstfahrenden Wagens von dem Minoritenmönch und Physiker Roger Bacon (1214—1294) wieder aufgegriffen worden, ohne daß die Idee zur Tat wurde. Der Stand der Technik jener fernen Zeiten war doch zu bescheiden, um technische Probleme von einer gewissen Schwierigkeit mit Erfolg lösen zu können.

Eine ganz andere praktische Gestalt fand das Problem des selbstfahrenden Wagens im 17. Jahrhundert, worüber uns eine Nürnberger Chronik berichtet. Nach dieser stellte im Jahre 1649 der Uhrmacher Jean Hautsch in Nürnberg eine Kalesche her, die ihre Selbstbewegung durch ein Uhrwerk erhielt. Das von Hautsch damals in den Straßen Nürnbergs bewegte Gefährt hat sicher viel Aufsehen erregt, denn der Erfinder entwickelte mit seinem Wagen eine Geschwindigkeit von 2000 Schritt, also etwa 1,6 km in der Stunde, wobei allerdings Voraussetzung war, daß man von Zeit zu Zeit den Wagen verließ, um den Mechanismus frisch aufzuziehen. Die Erfindung von Hautsch wirkte damals wie ein technisches Wunderwerk, das schließlich der Prinz Karl Gustav von Schweden durch Kauf für 500 Reichstaler in seinen Besitz brachte. Auch der berühmte englische Naturforscher und Entdecker der Anziehungskraft der Erde, Isaac Newton (1642—1726), beschäftigte sich 1663 gelegentlich

mathematischer Studien in Cambridge mit der Idee des Kraftwagens. Der technische Leitgedanke Newtons war der, sich der rückstoßenden Kraft des aus einer engen Öffnung strömenden Wasserdampfes zur Fortbewegung zu bedienen. Newton schritt 1680 nochmals zu einer Verbesserung und benutzte jetzt eine auf einem Rädergestell montierte Dampfkegel. Damit war der Weg zu den Dampfwagen eröffnet, die eine wichtige historische Vorstufe zum modernen Automobil bilden.

Das Problem des Dampfautomobils wurde fast gleichzeitig von verschiedenen Erfindern aufgenommen; am bekanntesten ist der 1765 mit Unterstützung des Marschalls Prinz Moritz von Sachsen von dem französischen Offizier Nicolas Joseph Eugnot gebaute Dampfwagen, der zur Beförderung von Kanonen dienen sollte.

Der technisch in jeder Hinsicht unbeholfene Bau des Wagens zeigte drei Räder, wobei der Dampfkegel vor dem Trieb- und Steuerrad angeordnet war. Gleich die erste, mit großer Kraftentwicklung durchgeführte Probefahrt endete mit einer Katastrophe, da die Steuerung versagte, was zur Zerstörung einer Mauer führte, welches Los auch der Wagen teilte. Eugnot ließ im Jahre 1771 einen neuen, verbesserten Dampfwagen folgen, der manche Nachahmung erfuhr, und der heute



Dampfwagen von Eugnot 1770.
(Aus Maasschöpf: „Die Entwicklung der Dampfmaschine“.)

in einer Nachbildung im Deutschen Museum zu München gezeigt wird. Bald darauf trat der Amerikaner Oliver Evans mit einem Dampfwagen auf, der 1786 in den Staaten Maryland und Pennsylvania ein Patent erhielt. Nachdem Evans wegen anderer lohnenderer Unternehmen lange Jahre das Projekt hatte ruhen lassen, schritt er 1800 in Gemeinschaft mit dem Professor Patterson zum Bau eines Dampfwagens, der mittels einer Dampfmaschine ohne Kondensator betrieben wurde.

Das Evansche Dampfauto war eine technische Mißgeburt, denn es stellte eine Vereinigung von Landwagen und Schiff dar — ein Problem, das selbst in unserer Zeit noch keine Lösung gefunden hat. Immerhin zeichnete Evans in einer Abhandlung mit prophetischem Blick die kommende glanzvolle Zukunft des Autos.

In England war es um jene Zeit Richard Trevithick, dessen Name auch in der Geschichte der Lokomotive einen ehrenvollen Klang hat, der sich mit dem Autoproblem in Form eines Dampfwagens erfolgreich beschäftigte. Trevithick baute im Jahre 1802 gemeinsam mit Vivian zu Carnborne einen Dampfwagen, der einwandfrei Passagiere einen Hügel hinauf beförderte. Für den Antrieb diente eine Hochdruckdampfmaschine ohne Kondensator. Dieser Dampfwagen fand übrigens auch für Lastfahrten Verwendung; so arbeitete er 1804 zu Merthyr-Tydvil für die Beförderung von Eisenschlacken und bewährte sich dann bis 1811 in einer Kohlengrube bei Leeds für die Beförderung von Kohlen. Es fehlte aber auch nicht an unpraktischen Erfindern, welche die Bewegung der Pferdebeine nachzuahmen versuchten. Derartige unmögliche Maschinen wurden tatsächlich in der Praxis versucht, versagten natürlich. Allgemein war die damalige Zeit dem Autoproblem nicht günstig, denn man stand in jener Zeit völlig unter den Eindrücken der Lokomotiverfindung.

Trotz allem gab es immer einige Pioniere der Technik, welche das Autoproblem nicht ganz in Vergessenheit geraten ließen. Besonderen Erfolg hatte in dieser Richtung Walter Hancock, der 1827 ein Patent auf einen Dampfmotor nahm. Er baute unter anderem mehrere große Dampfwagen in der Form von Krensern, die neben dem Führer noch sechzehn Personen beförderten. Hancock eröffnete im April 1833 mit neun Dampfautos die „London and Paddington Steam Carriage Company“, die jedoch nicht lange bestand. Ähnliche Omnibusse baute Hancock in größerer Zahl für das Ausland, und ein solcher Wagen kam auch nach Wien. Hancock's Erfolg regte zur Gründung einiger anderer Omnibuslinien mit Dampfwagen in England an, ohne daß diesen ein dauernder Erfolg beschieden gewesen wäre. Der Dampfwagen beschäftigte damals die öffentliche Meinung Englands erheblich, und es gab eine stattliche Gegnerschaft, die den Dampfwagen im Straßenverkehr als ein gefährliches Ding betrachtete. Künstlich geschürt wurde diese Auffassung durch die damals im Entstehen begriffenen Eisenbahngesellschaften, die erklärlicherweise den Wettbewerb des Dampfwagens fürchteten. Ein keineswegs tragisch verlaufener Unfall eines Hancock-Omnibusses gab dann zu jener merkwürdigen Gesetzgebung der „Locomotive Act“ vom Jahre 1836 in England Veranlassung, nach welcher 100 m vor jedem pferdelosen Wagen ein Mann mit einer roten Fahne zur Warnung schreiten mußte (!); auch durfte ein solcher Wagen nicht mehr als 4 km stündlich laufen. Man sieht, daß auch in England die Technik nicht immer den richtigen Boden fand, denn dieses englische Gesetz gab dem gerade aufkeimenden Automobilismus den Todesstoß.

Diese jeden Fortschritt hemmende Gesetzgebung brachte es schließlich in England zuwege, daß die in den verschiedenen Städten begründeten Omnibuslinien mit Dampfwagen nach und nach zum Erliegen kamen, so daß nach 1840 fast alle diese Linien wieder verschwunden waren. Auch in Frankreich fehlte es um diese Zeit nicht an einigen erfolgreichen Versuchen; im allgemeinen jedoch kam der Dampf-Automobilismus um das Jahr 1840 zum Stillstand.

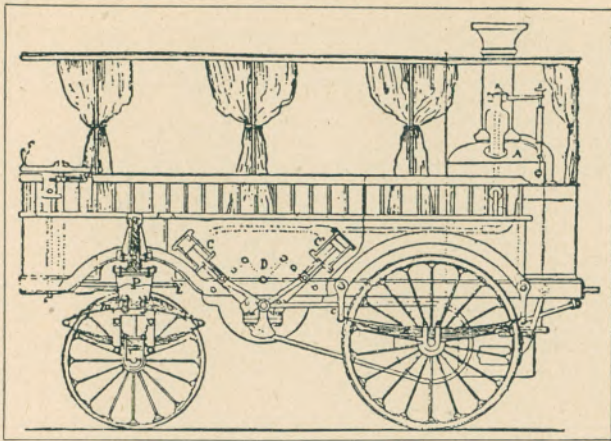
Erst 1866 trat der Franzose Loz mit einem Dampfauto auf, das zwei Jahre später auf der Pariser Weltausstellung allgemeines Aufsehen erregte. Das Loz-Auto entwickelte schon eine Stundengeschwindigkeit von 24 km; es legte den Weg von Nantes nach Paris ohne jede Störung zurück

und vollführte auf der Weltausstellung zahlreiche erfolgreiche Fahrten. Der für Frankreich unglücklich verlaufene Deutsch-Französische Krieg brachte den französischen Automobilismus zunächst zum Stillstand. Erst 1873 erschien Bollée Père mit seinem einem Jagdwagen ähnelnden Dampfauto auf dem Plan, der nach Bauart und Leistung zweifellos das bis dahin Beste auf dem Gebiete des Automobilismus darstellte. Die Bollée-Wagen genossen damals einen berechtigten Ruf und erlangten eine ziemliche Verbreitung.

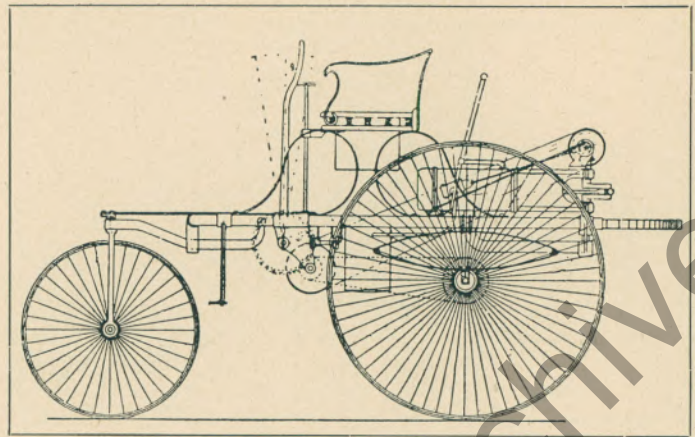
Bis zu diesem Zeitpunkt hatte allgemein der Dampfessel die technische Grundlage des Automobils abgegeben; inzwischen aber hatte sich eine technische Revolution vorbereitet, gekennzeichnet durch das Aufkommen des Verbrennungsmotors. Theoretische Anfänge in dieser Richtung lassen sich in Frankreich nachweisen; ebenso griff der deutsche Mechaniker Siegfried Marcus aus Malschin in den Jahren 1861 bis 1882 das Problem eines durch einen Explosionsmotor betriebenen Automobils auf, ohne allerdings ein praktisches Ergebnis zu zeitigen. Nun aber greifen in die Geschichte des Autos zwei Deutsche, Benz und Daimler, entscheidend ein. Daimler, der Vater des modernen Explosionsmotors, schuf mit diesem erst die allein mögliche und brauchbare Grundlage, die der moderne Automobilismus zur Voraussetzung hatte. Den technischen Markstein in dieser Entwicklung bildet das von Daimler im Dezember 1883 nachgesuchte Patent, welches einen Motor mit wasserrechttem Zylinder betraf, der die Gasmenge komprimiert, bevor die Zündung eintritt. Durch die ergänzende Erfindung der Glührohrzündung, an der auch Maybach erheblichen Anteil hatte, war es erst möglich, dem Automobilismus praktisch näherzutreten. Der erste in dieser Richtung von Daimler gebaute Motor war ein Schnellläufer mit liegendem Zylinder und Luftkühlung; der Motor besaß ein schmiedeeisernes Schwungrad und machte 900 Umdrehungen in der Minute.

Den ersten praktischen automobilistischen Versuch mit dem neuen Explosionsmotor unternahm Daimler durch Einbau in ein Fahrrad, das 1885 als erstes Motorrad in die Welt trat. Ein Jahr später schon setzte Daimler auf dem Neckar das erste Motorboot in Bewegung, dessen Bootsrand merkwürdigerweise mit elektrischen, auf Porzellanknöpfen montierten Drähten umgürtet war. Dieses Tauschungsmittel war eine Konzession an den herrschenden Zeitgeschmack, der ganz unter dem Einfluß der Benzinfurcht stand. Die Abneigung gegen das feuergefährliche Benzin nahm damals so übertriebene Formen an, daß schließlich vorübergehend die ganze Entwicklung des Autowesens in Deutschland hierdurch gehemmt wurde. Gottlieb Daimler ging jedoch unbeirrt seinen Weg und baute 1886 den ersten Motorwagen, indem in ein für Pferdebespannung bestimmtes Break ein Explosionsmotor eingebaut wurde. Der auf eisernen Reifen laufende Wagen entwickelte eine stündliche Geschwindigkeit von 18 km. Ein Jahr später zeigte Daimler auf dem „Deutschen Feuerwehrtag“ in Hannover die erste Motorfeuerspritze. Im Jahre 1889 brachte er einen leichten vierrädrigen Stahlradwagen für zwei Personen auf den Markt, in der Bauart vornehm und gefällig, der Motor nahe den Triebrädern unter der Sitzbank, mit vier Geschwindigkeiten und Differentialgetriebe. Die Lenkung arbeitete stoßfrei; das Kühlwasser leitete man zur Rückkühlung durch die Rohre, die das Gestell des Wagens bildeten. Gottlieb Daimler darf weiter für sich den Ruhm beanspruchen, der Erfinder des modernen Zahnradgetriebes zu sein.

Die sich bald in Deutschland abkühlende Autobeachtung nötigte Daimler schließlich, seinen Blick nach dem Ausland zu richten. Es gelang ihm, seine französischen



Der Dampfnimbus Bollées, mit dem dieser im Jahre 1879 eine Dauerfahrt von Paris nach Wien unternahm.



Der erste Benz-Wagen 1885.
(Aus: „Siegeslauf der Technik“, Stuttgart.)

Patente an eine Madame Sarasin zu verkaufen, welche die Witwe des ehemaligen Vertreters der Deutscher Gasmotorenfabrik war. Ihr späterer Gatte Levassor gründete dann die im französischen Automobilwesen so berühmt gewordene Firma Panhard & Levassor, die 1889 die Daimler-Patente erwarb. Nach Deutschland zurückgekehrt, ging Daimler mit Tatkraft an die weitere Entwicklung des Benzinmotors, was gleichbedeutend mit Fortschritten im Automobilbau war. Inzwischen war aus der kleinen Versuchswerkstätte im Kannstatter Gartenhaus eine Fabrik entstanden, und so begründete Daimler am 28. November 1890 die Daimler Motoren-Gesellschaft, die sich in wenigen Jahrzehnten zu einer Weltfirma entwickelte. Neben verschiedenen Personenwagen brachten die Daimler-Werke im Jahre 1891 ihren ersten automobilen Lastkraftwagen mit einem 4-PS-Motor, Riemenantrieb, zwei Schnelligkeiten und Rücklauf heraus. Das Jahr 1894 zeitigte den ersten denkwürdigen Sieg einer sechspferdigen Daimler-Kutsche in dem internationalen Rennen Paris—Rouen, womit der Anfang zu einer einzigartigen Siegeskette der Mercedes-Wagen begründet war. Einen großen Fortschritt im Motorenbau bedeutete der im Jahre 1900, dem Todesjahr Daimlers, herausgebrachte 35-PS-Motor, da die Grenze bis dahin bei 12 PS lag. Dieser Motor erhielt den Namen Mercedes, benannt nach dem Namen einer Tochter des damaligen österreichisch-ungarischen Konsuls Jellinek zu Rizza, einem Freunde Daimlers. Der Name Mercedes wurde zum Symbol für den Weltruf der Daimler-Gesellschaft.

In der Geschichte des Autos ist neben Gottlieb Daimler gleichrangig Carl Benz, der Begründer der berühmten Benz-Werke zu Mannheim, zu nennen. Fällt Gottlieb Daimler das historisch bedeutsame Verdienst zu, durch sein Patent vom 29. August 1885 das erste motorisch betriebene

Fahrrad geschaffen zu haben, so bleibt Carl Benz das Verdienst, am 29. Januar 1886 als erster ein Patent auf einen Motorwagen genommen zu haben. Tatsächlich waren Benz & Cie. auch die erste Firma, die mit einem Motorwagen auf dem Markte erschien. Die ersten Probefahrten mit seinem Benzinauto unternahm Benz bereits im Jahre 1885 auf seinem Fabrikhofe; im Juli 1886 erschien zum erstenmal in Deutschland im öffentlichen Verkehr zu Mannheim in der Ringstraße das Benz'sche Auto. Das erste Benz-Auto ruhte auf drei Rädern, besaß einen Benzinmotor von $\frac{3}{4}$ PS Leistung und entwickelte, für zwei Personen eingerichtet, eine Stundengeschwindigkeit von 10 bis 15 km — damals eine sehr achtbare Leistung. Die ersten Wagen erwiesen sich infolge der ablehnenden Haltung des Publikums in Deutschland unverkäuflich, so daß die ersten

Benz-Autos nach Frankreich zum Verkauf kamen. Als der erste von Benz nach London gelieferte Motorwagen in den dortigen Straßen seine Versuchsfahrten unternahm, wurde er sofort angehalten und die Insassen zur Polizeiwache gebracht. Das Benz-Auto besaß nach den englischen gesetzlichen Bestimmungen eine zu große Geschwindigkeit, auch sollte einem derartigen Gefährt ein Mann mit einer Glocke und einer roten Fahne vorausschreiten. In England wurde dieses verkehrshindernde Gesetz erst im Jahre 1896 aufgehoben. Die weitere Entwicklung des Benzinautos ergeht sich in einer Fülle von technischen Einzelheiten, die hier zu schildern aus Raum-

mangel nicht möglich ist, da diese Skizze nur die allerersten historischen Anfänge des Autos darlegen sollte. Sicher haben die ersten Pioniere des Automobilbaues bedeutende technische Schwierigkeiten zu überwinden gehabt. Um so mehr verdient der bis zur Gegenwart zurückgelegte Weg, verkörpert in dem modernen Rennwagen, Anerkennung und Bewunderung.



Das erste Kleinauto.
Baujahr 1892. Leistung $1\frac{1}{2}$ PS.

Der Nachbar.

Von F. Reuter.

Es ist Abend. Draußen zanken Sturm und Regen, in endlosen Wogen klatschen und prasseln ihre Fahnen durch die Gassen. Ich sitze zu Hause in meiner Schreibstube. Auf dem Tisch vor mir liegt ein schwarzumrandeter Brief. „Thomas Meinberg“ . . . immer wieder lese ich die zwei großgedruckten Worte. „Thomas Meinberg“ . . . „im Alter von 55 Jahren“ . . . Es ist mir, als habe der Tod mit dem Menschen zugleich eine Wand seiner Wohnstätte weggenommen, als sehe ich in jenen engen Raum, in dem er gehaust, als sehe ich in das Innere seines durchkämpften Daseins. Ich starre und sinne . . . Ein mageres, mühsam bearbeitetes Gütlein — ein krankes Weib — sieben Kinder . . . Thomas Meinberg! Wie mußte der mit seinem Leben gerungen haben . . .

Und doch! Müßten alle andern es nicht auch? Der Gottesacker, was antwortet er mir? Das Haus der Kranken, der Dahinsiechenden? Die Werkfaust der Gesunden, der Lebenden? Tragen wir Menschen nicht alle dasselbe Erdzeichen? Geht einer leer aus? Das Schicksal faßt einen jeden. Den einen so, den andern anders. Leben, Ringen, Kämpfen, was heißt das?

Die Hausglocke weckt mich aus meinem Sinnen. Ich drehe das Licht an, durchschreite den Gang, öffne die Türe. Vor mir steht, den Manteltragen hochgeschlagen, den Hut tief in die Stirne gezogen, eine Männergestalt.

„Herr Redakteur! Wollen Sie über Thomas Meinberg ein paar Zeilen in die Zeitung schreiben? Er hat es verdient.“ Dann stampft der Mann schon wieder davon. Seltsam dumpf hallen seine Schritte durch die Regennacht. Ob er wohl glaubt, ich wisse nicht, wer er sei? Ich habe ihn an der Stimme erkannt: Josef Felder, der Nachbar Meinbergs.

Nachdenklich gehe ich in die Stube zurück. Warum kam gerade Josef Felder mit dieser Bitte zu mir? Dieser gleiche Josef Felder, der mit Thomas Meinberg Tür an Tür in stummer, verbissener Gegnerschaft gelebt hatte. Warum

gerade Felder? Warum? Hatte der Tod etwa, als er trennend zwischen die beiden trat, als er den einen zurück zur Erde rief und ihm die Ruhe gab, hatte er etwa den Lebenden getroffen und in seinem Hause die düsteren Geister des unruhigen Gewissens geweckt? Suchte Josef Felder diese Geister zu bannen mit ein paar Lobesworten an den Dahingesunkenen? Sollte die Zeitungsnotiz eine Abschlageszahlung sein?

Ein ganzes Leben lang kümmerte sich der stärkere Josef Felder selten oder nie um den schwächeren Thomas Meinberg.

Ging es dem Meinberg einmal gut, schielten Neid und Mißgunst durch des Nachbars Fenster, ging es ihm schlecht, krümmte sich Felders Rücken vor schadenfrohem Lachen; Leib an Leib fast hatten die beiden ihr Leben gelebt. Und doch blieben sie einander fremd, kalt, mißtrauisch, feindselig. Da kommt der Tod und wirft sein schwarzes Tuch über den einen. Unter seinem eisigen Hauch zuckt der andere zusammen. Vor der Majestät des Todes senkt sich des Lebenden Haupt. Er gesteht seine Schuld ein. Quälende Selbstanklage drängt ihn,

sie gutzumachen. Aber was nützen alle schönen Worte dem Toten?

Josef Felder, du kommst zu spät . . . Deinem toten Nachbar willst du Dank und Ehrfurcht erweisen, am lebenden aber gingst du kalt und teilnahmslos vorüber. Und doch hätte ein einziges teilnehmendes Wort zur rechten Stunde genügt, viel Bitterkeit und Verzagtheit zu verschrecken, Mut und neue Lebenskraft zu wecken, aus Abneigung Freundschaft zu machen.

Lange noch saß ich an diesem Abend sinnend an meinem Schreibtisch. Schließlich griff ich zur Feder und schrieb ein paar Zeilen über den toten Thomas Meinberg. Was ich als Schluß niederschrieb, galt seinem Nachbar, dem Josef Felder: Es ist etwas Großes und Edles um die alte schöne Sitte, dem Toten nur Gutes nachzusprechen. Warum aber finden wir dem Lebenden gegenüber so selten jenes liebe Wort, nach dem er sich in seinem Innersten doch so sehr sehnt?

Steht der Tod uns höher als das Leben?



Verlag München.

Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.

Radierung von H. Böhm.

Totenmasken*.

Von Dr. M. H. Stommel.

Wie einem Menschen im Spiel des Lebens oft die Aufgabe zufällt, eine Maske zu tragen, oder man selbst vorzieht, seine wahre Gefühlswelt hinter einer zur Schau getragenen Miene zu verbergen, und wie andererseits die Lust, einmal im Jahr aus dieser Larve des Alltags zu fahren und wieder sein ungebundenes Selbst zu leben, in der rauschhaften farbigen Illusion des Karnevals ihren noch immer gültigen Ausdruck gefunden hat, so endigt auch die Erscheinung des Lebens wieder in einer Maske, in der das Lebende dem Tode begegnet. Die treibende beherrschende Macht unseres Willens hört auf zu wirken, andere, fremde, unbekannte Gesetzmäßigkeiten, wenn man von den rein naturbestimmten Tatsachen absteht, treten mitwirkend hinzu und formen auf der Schwelle vom Leben zum Tode das Gesicht des Menschen zum endgültigen Sein der Totenmaske. Sie ist die magische Scheidewand, die am Leben wie am Tode teilhat, ohne das eine oder das andere zu sein. In ihren Zügen bleibt der Mensch in seiner Einmaligkeit erhalten.

Der Europäer von heute, dem sich seit langem die tiefere Bedeutung des Sinnes der Maske überhaupt bis auf geringe Spuren verwischt hat, verbindet mit dem Begriff der Totenmaske kaum etwas. Überlegt man einen Augenblick, wo in Deutschland, von rein persönlichen Akten der Pietät abgesehen, sich ein Rest der allgemeinen Nachwirkung der Person in der Totenmaske erhalten hat, so kommt man unwillkürlich auf Beethoven. Seine Totenmaske hat wohl allein noch Widerhall in unserem Volk, wenn auch meistens in einer verschönten, oft mit einem Lorbeerzweig geschmückten Fassung, wobei allerdings auch hier noch zu untersuchen wäre, in wie vielen Fällen nicht das Verhältnis zum Menschen in der Gestalt der Maske, sondern der dekorative Wandschmuck über dem Instrument den Ausschlag gibt.

Der Weg, auf dem die Gegenwart sich wieder zur Totenmaske gefunden und bekannt hat, liegt in der Richtung einer stärker geistig eingestellten Strömung, die als Rückwirkung auf eine hemmungslos materialistisch eingestellte Weltanschauung folgen mußte. Wie vor mehr als hundertfünfzig Jahren dem Rousseauschen Ruf zur Natur die Bestimmung auf die natürlich gegebenen Quellen menschlicher Erkenntnis folgte und im großen Chor der hierdurch hervorgerufenen

Echos der biedere Schweizer Lavater unter teilweiser Mithilfe des jungen Goethe seine „Physiognomischen Fragmente“ schrieb, so sind auch in den letzten Krisenjahre des beginnenden geistigen Wiederaufbaues unserer Zeit diese und andere halbwissenschaftliche Bestrebungen in modern verjüngter Gestalt aufgefaßt und haben neuen, modischen Glaubensboden gefunden als Ersatz eines wirklichen Haltes. Hinsichtlich der Totenmasken, die die Physiognomiker heute gern für ihre Theorien ausbeuten, grenzt das Vorwort des Heidelberger Mediziners Gzähle das umstrittene Gebiet klar und

sachlich nach der wissenschaftlichen Seite ab und läßt dem freien Spiel der inneren menschlichen Gesichtskräfte das Feld offen.

Wir stehen damit wesentlich wieder auf rein menschlichem Boden, aus dem uns die Totenmaske historisch erwachsen ist. Starke Anregungen nach der Seite brachte uns vor allem der Osten mit seinen unheimlich einfachen Formprägungen, in denen eine derart gesteigerte Charakteristik steckt, daß man glaubt, das Leben aus dem Tode erst zauberhaft geformt vor sich zu sehen. Im Gegensatz zu dieser erhobenen und doch realen Formenwelt der Maske stehen die aus dämonischer Angst vor der Natur zum Schuß gefertigten Masken der Südseeinsulaner, die ihre schreckhaften Vorstellungen der Naturkräfte darin enthalten. Die Zuspitzung des Gedankens der Maske auf die Person ist wesentlich Sache des Christentums, das in der Totenmaske seine Lehre vom Tode als einer anderen Form, einer Verwandlung des Lebens, zu bestätigen suchte. Der Geist des Mittelalters ließ diese altchristliche Idee der Totenmaske verkümmern. Erst die Re-



Fichte.

Nach Langer-Grüße: „Totenmasken.“

naissance, dann der Barock verhalfen ihr zu neuem Ansehen, entkleideten sie aber des religiösen Gehalts, verliehen ihr langsam den Erinnerungscharakter, bis sie in der Gegenwart wieder als bedeutsames Zeichen der geistigen Bestimmung erkannt wurde.

Das Ich des Menschen liegt gebunden in diesen Masken und harret der Befreiung im Geist durch das Du, das der Freude an der endgültig gewordenen Form dieser Gesichter liebend und verstehend nachgeht und sie zum Symbol umzudeuten weiß.

Ein Totentanz von überwältigender Kraft hebt in dem Werk an, dessen majestätischen Reigen die großen Geister der Vergangenheit bilden: Staatsmänner und Gelehrte, Könige und Dichter, Philosophen und Maler. Und über allen lagert die verbindende, reinigende, hebre, entrückte Atmosphäre der Maske mit ihrem das Diesseits und das Jenseits verbindenden Sinn.

* „Totenmasken.“ Von Richard Langer. Georg Thieme, Verlag. Leipzig. In Ganzleinen geb. M. 36.—.

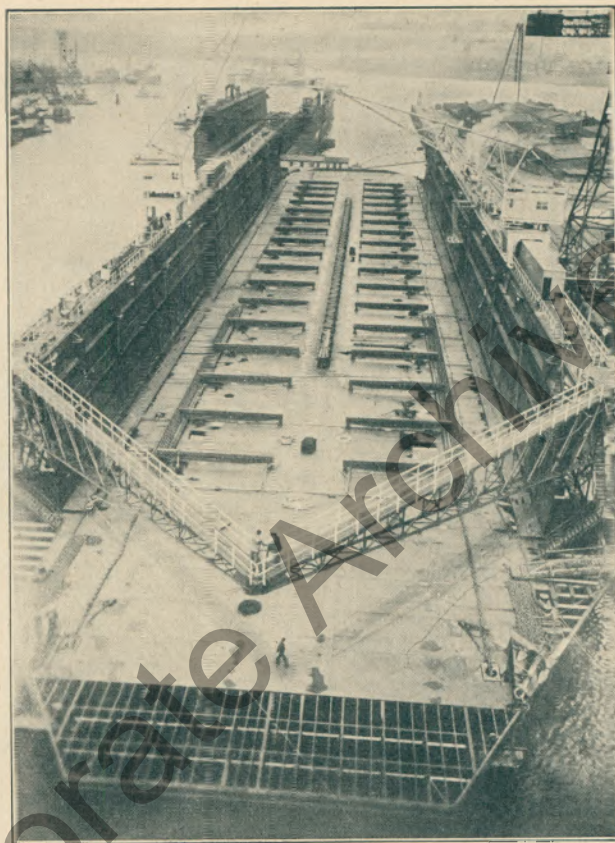
Zeit im Bild.



Scherl.

Was man uns genommen hat . . .
Der Schlachtkreuzer „Moltke“, das größte der kaiserlichen Flotte versenken
deutschen Kriegsschiffe. Blick auf die Unterseite des mit Hilfe von Press-
luft gehobenen Schiffes

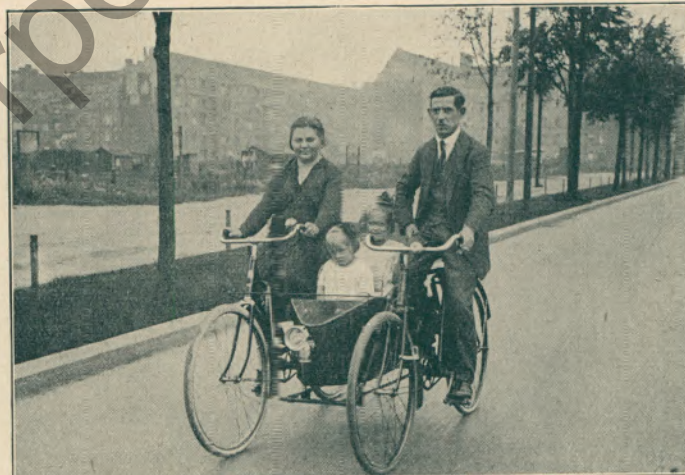
. . . und (rechts) was wir dafür bezahlen müssen.
Ein auf der Vulkammerwerk fertigestelltes Schwimmbad von 25000 t
Tragfähigkeit, das auf Reparationskonto an Frankreich geliefert werden muß.



Welt-Photo.



Das Freibad neben der Galt. L.
Badestrand und Planschbecken im neuen Freibad Lichtenberg bei Berlin.



Photothek

Das Wochenendauto des Anspruchslosen.
Beiwagen für zwei Kinder zw. schon zwei zusammengekoppelten Fahrrädern.



Märburgs Universitätsjubiläum.
Hefisch und Schwölmer Trachten im Gefolge.

Photothek



Das Ulmer Fischerstechen.
Beim Nationaltanz.

In Licht und Sonne.



Photothek.

Der Erfolg.

Das wertvollste Gut, das ein Volk besitzt, das einzige, auf das es seine Zukunft sicher bauen kann, ist die heranwachsende Jugend. Lange, allzulange hat es gedauert, bis wir gelernt haben, aus dieser Erkenntnis die notwendige Folgerung zu ziehen: Gebt den Kindern Licht und Sonne, erlöst sie einmal im Jahre „aus der Straßen quetschender Enge“, die zwölf lange Monate hindurch nur einen winzigen Ausschnitt des trüben Stadthimmels freigab, zeigt ihnen, daß das Leben nicht nur aus Mühe und Arbeit und Sorge um das tägliche Brot besteht! Helft ihnen, die Schönheit der engeren und weiteren Heimat zu schauen, damit sie ihr Vaterland bewußt lieben lernen!



Sonnentage.

Eckert.



Photothek.

Eine willkommene Unterbrechung.

Aus der Tageserholungsstätte des Bezirksjugendamtes Berlin.



Liegekur.

Photothek.



Photothek.

Ein Kinderparadies an der Ostsee.

Die Stadt Berlin hat einen an der Ostsee gelegenen ehemaligen Flugplatz zu einem Kindererholungsheim umgewandelt und damit der blassen Großstadtjugend ein wahres Paradies geschaffen, in dem jährlich 3000 licht- und sonnenhungrige Kinder Erholung finden können.



Photothek.



Die Stuttgarter Ausstellung „Die Wohnung“.

Von Dr. Hilde Grünbaum-Sachs, Berlin.

Die Aufgabe, über die Ende Juli eröffnete Werkbundausstellung zu berichten, setzt einigermaßen in Verlegenheit. Einerseits muß man fürchten, Wesentliches noch nicht gesehen zu haben, denn sie war nicht nur in den ersten Tagen, sondern auch in den ersten Wochen in einem geradezu unglaublichen Umfange unfertig; in den meisten Häusern — soweit der Zutritt zu ihnen überhaupt gestattet war —

als Mittel zu dem Zweck fördern, um mehr Menschen ein gesundes, naturgemäßes, innerlich reicheres Leben zu ermöglichen. Jeder Ausstellungsgegenstand war einer Prüfung und Vertauselung unterworfen, wie sie den Grundsätzen des Werkbunds entsprechen, jener bedeutenden Vereinigung von Vertretern der Kunst, des Handels, der Industrie und des Handwerks, der wir diese Schau verdanken.



Lichtbild: Walter Lufkat, Stuttgart.

mußte man sich den Weg durch fußhohen Schuttbahnen, und der Strom der Besucher stellte die Geduld der arbeitenden Maurer auf eine harte Probe. Trotz dieser klaffenden Lücken aber bot die Ausstellung eine kaum übersehbare Fülle des Bahnbrechenden, Fortschrittlichen, Gedankenreichen und Künstlerischen. Überall spürte man, daß man sich nicht auf einer gewöhnlichen Messeausstellung befand, bei der jede beliebige Firma einen Stand mieten konnte, sondern daß die Veranstalter dieselbe Ziele verfolgten, daß sie die Technik nur

Eine internationale Plan- und Modellausstellung zeigt Lösungen des Bauproblems aus allen Kulturländern. Der Laie wird stärker durch die beiden anderen Teile der Ausstellung gefesselt, die Musterfiedlung und die Hallenausstellung.

Nicht auf dem üblichen Weg eines Preisausschreibens ist entschieden worden, welche Baukünstler ihre Entwürfe ausführen durften, sondern der Werkbund hat 16 hervorragende Baukünstler Europas aufgefordert, in einem von der Stadt

Stuttgart zur Verfügung gestellten Vorortgelände Häuser zu errichten, die nach Schluß der Ausstellung (9. Oktober) zum Bewohnen freigegeben werden sollen. Unendlich mannigfaltig sind die Lösungen, die die verschiedenen Künstlerpersönlichkeiten in den 33 Ein- und Mehrfamilienhäusern mit insgesamt 60 Wohnungen gefunden haben, und doch ist im tiefsten spürbar, daß sie alle eines Geistes sind; jeder spielerische Effekt, jede hohle Dekoration sind vermieden worden — man fühlt hinter allem den schaffenden Menschen, an dem der Krieg gearbeitet hat.

Es ist selbstverständlich, daß diese Architekten auch begriffen haben, daß ihnen die grundlegende Gestaltung der Arbeitsstätte der Frau anvertraut ist. Denn was nützen die fortschrittlichsten Hausgeräte, wenn die Lage der Zimmer zueinander, wenn das Kücheninnere, die Stellung von Herd, Ausguß, Spüle täglich eine Unsumme von Schritten, Bücken und Recken verlangen! Ist auch manches noch nicht gelungen, das Prinzip ist begriffen und die Einsicht vorhanden, daß das Haus kein Heim werden kann, solange gedankenlose Rücksichtslosigkeit der Erbauer die Hausfrau zur frühzeitig verbrauchten Sklavin äußerer Dinge macht. Die Mitarbeit der Frauenorganisationen ist auf fruchtbaren Boden gefallen.

Die Hallenausstellung zeigt alles, was zur Ausstattung eines Hauses gehört. Die Möbelabteilung ist die einzig schlechte der Ausstellung: eine stilllose Ansammlung von Alltäglichkeiten, noch dazu nur für wohlgefüllte Geldbeutel. Wer schöne und zum Teil preiswerte Möbel sehen will, muß sich schon an die Ausstattungen der Kleinwohnungen auf der Siedlung halten. Die Erzeugnisse der Linoleumindustrie präsentieren sich, ebenso wie die Vorhangstoffe und Gardinen, in künstlerisch sehr gelungener Weise, die der Leiterin der Hallenausstellung, Frau Lilly Reiche, zu danken ist. Keinerlei Dekoration, keine kostspielige Aufmachung, die Ware wirkt durch sich selbst. Ware, Raum und einheitliche Beschriftung in klaren Holzbuchstaben, sinngemäß abgestuft in Größe und Farbe, wirken überzeugender als irgendwelche Dekorationen es könnten. Die Tapeten, so wenig Raum ihnen gegeben ist, fesseln verhältnismäßig wenig. Ihre Stärke liegt im Muster, und wenn man einmal erst den neuen Geist auf sich wirken lassen, wie er in der Ausstellung lebendig ist, möchte man in den kleinen Räumen, die heute den meisten nur zur Verfügung stehen, ungemusterte, ruhige Flächen sehen. Vielleicht sollte jetzt die Tapetenindustrie, wenn sie sich gegenüber der schönen alten und wieder neuen Mode der gestrichenen Wände behaupten will, herausarbeiten, was sie an einfarbiger Wirkung zu erzielen vermag.

Über jedes Lob erhaben ist die Abteilung Beleuchtungskörper. Wieviel Kraft verschlang die Pflege der einstmal so sehr beliebten Prismen! Wieviel mühevoller Reinigungsarbeit beanspruchte noch das später moderne, vielfach verzierte Gestell mit Stoffbehang! Hier begreift man plötzlich: Stoff am Beleuchtungskörper ist eine Verlegenheit. Nichts Schöneres und zugleich Praktischeres als das mattierte und durch seine chemische Zusammensetzung genügend abblendende Glas in unverzierter Metallfassung, wie z. B. die Stuttgarter Firma Stos sie ausgestellt hat.

Von besonderer Bedeutung ist die hauswirtschaftliche Abteilung. Sie untersteht Dr. Erna Meyer, die auch den „Wert“-Lesern nicht unbekannt ist, und deren vor Jahresfrist im „Wert“ besprochenes Buch „Der neue Haushalt“ (Frankf. Verlagsbuchhandlung) inzwischen große Verbreitung gefunden hat. Dieselbe Grundeinstellung, die ihr Buch kennzeichnet, setzt sich in der organisatorischen Gestaltung der hauswirtschaftlichen Abteilung durch. Das Schwergewicht liegt auf den äußerlich weniger ins Auge fallenden und doch noch wichtigeren Neuerungen, durch die eine fortgeschrittene Technik die große Masse der unbemittelten Hausfrauen entlastet. Es war wohl kein Zufall, daß, während die für die besitzende Frau gedachte Küche zur Zeit der Eröffnung vollständig unfertig war, die Kleinküche durch Konzentrierung aller Kraft vom zweiten Tag an in Betrieb gesetzt werden konnte. Sie bildet eine Ergänzung zu der ebenfalls ausgestellten, eingebauten Frankfurter Kleinküche der Architektin Schütte-Lihotzky, mit der die Arbeiterhäuser des Frank-



Lichtbild: Walter Luffat.

Ausschnitt aus der Stuttgarter Kleinküche.
Man beachte die zweckmäßige, jede unnötige Bewegung sparende Raumausnutzung.

furter Hochbauamts (auf dem Siedlungsgelände zu sehen) ausgestattet werden. Die Stuttgarter Kleinküche ist zusammengestellt von der Hausfrauenkommission des Frauenausschusses der Werkbundausstellung und von dem Architekten Hans Zimmermann nach den Wünschen von Dr. Erna Meyer und Hilde Zimmermann geschaffen. Das Holz, das nur gewachst ist, läßt den Reiz der Maserung zur Wirkung kommen. Der obere Teil des Küchenschrankes ist aufzuklappen wie ein Sekretär und enthält Fächer für Küchenwäsche, ferner für Rezeptsammlungen, Rechnungen und das notwendige Schreibmaterial, das die moderne Hausfrau zur Entlastung ihres Gedächtnisses stets bei der Hand haben muß. Von grundsätzlicher Bedeutung ist der von Rodhausen Söhne, Waldheim in Sachsen hergestellte, ideal bequeme und verstellbare Küchenstuhl; denn für die Hausfrau der Zukunft gilt nicht mehr die alte Vorstellung, daß es faul ist, sich bei der Arbeit zu setzen, sondern im Gegenteil, daß jede Arbeit, die

nicht unbedingt Stehen verlangt, im Sitzen verrichtet werden muß. Ist doch eines der Kennzeichen hausfraulicher Tüchtigkeit, daß die Arbeit unter größtmöglicher Kräfteschonung vorstatten geht! Deshalb werden auch die arbeitssparenden Methoden vorgeführt. Es würde nicht genügen, den nach Dr. Erna Meyers Angaben von den Eschbachschen Werken, Dresden, ausgeführten Abtropfrost hinzustellen, man muß sehen, wie er die Raumbeschränkung in der Küche erträglich macht, indem er, in Verbindung mit einem am Wasserhahn befestigten Schlauch, das Abspülen gestattet. Man muß gesehen haben, wie der moderne Mülleimer durch einen Fußtritt geöffnet wird, und wie sehr die in allen Gelenken verstellbare, jede beliebige Stelle beleuchtende „Nidgartlampe“ des Industriewerks Luma in Thüringen der üblichen Küchenbeleuchtung überlegen ist. Als Kochgeschirr für den einfachen Haushalt empfiehlt sich, besonders zum Backen, der neue Silithstahl mit glasierter Innenfläche, der berufen ist, die leichter rostende und nicht so einfach zu reinigende Eisenpfanne zu verdrängen. Auch Kochtöpfe aus diesem Metall erscheinen jetzt auf dem Markt, doch wer sich eine etwas größere Aus-

gabe leisten kann, wird, um dauernd an Gas zu sparen, speziell zum Kochen, wohl lieber Aluminium wählen — nicht das allbekannte, sondern Marke „Frigida“, die als Neuerung Henkel aus einer Metallegierung bringt, die die Hitze nicht weiterleitet, so daß man den Topf auch nach stundenlangem Kochen mit der bloßen Hand vom Feuer nehmen kann. Der schwere Papinsche Topf ist überholt durch den allerdings nicht ganz billigen „Negustopf“, der aber große wirtschaftliche sowie ernährungsphysiologische Vorteile hat. Nicht das kleinste Quantum Saft entweicht, Fleisch und Gemüse behalten ihr volles Aroma, und durch eine einlegbare, mit Löchern versehene Platte wird gleichzeitig die Hitze zum Kartoffeldämpfen ausgenutzt. Der eigentliche Kochbehälter besteht aus einem Einsatz aus Jenaer Glas, so daß gleich darin aufgetragen werden kann. Daß nur Bestecke aus rostfreiem Stahl verwendet und propagiert werden, versteht sich in Anbetracht der nur geringen Verteuerung von selbst. Dies alles und noch anderes mehr wird in der Kleinküche im Gebrauch gezeigt, die eine Fundgrube für jede Hausfrau ist, die noch nicht gänzlich im Alltagsrott versunken, sondern Neuerungen noch zugänglich ist.

Wie vermeidet man einen elektrischen Schlag?

Von Oberingenieur Karl Bernicke.

Obgleich der elektrische Strom in vielen Tausenden von Wohnungen tagtäglich gebraucht wird, ist die Elektrizität aber nur dann ungefährlich, wenn die Ausführung der elektrischen Anlage technisch einwandfrei ist, und wenn sie im Gebrauch gut behandelt wird. Für die sachgemäße Ausführung der Installation bürgt das den Strom liefernde Elektrizitätswerk, das die Anlage nur dann zur Benutzung freigibt, wenn sie allen Vorschriften entspricht. Es kann aber nicht noch laufend kontrollieren, ob zum Beispiel die ortsbeweglichen Leuchten, die elektrischen Platten und Kochtöpfe, die Staubsauger und andere elektrische Gebrauchsgegenstände, die an die so bequemen Steckvorrichtungen angeschlossen werden, in gutem Zustande bleiben. Selbst der beste elektrische Apparat kann bei unvernünftiger Behandlung schadhaft werden.

Die Hauptsache jeder elektrischen Installation ist eine gute Isolation aller stromführenden Teile. Der elektrische Strom darf nur den ihm genau vorgeschriebenen Weg nehmen. Sobald er von ihm abbiegt, wird er gefährlich, besonders dann, wenn der Weg, den er findet, der Mensch selbst ist.



Schadhaft gewordene Isolierung oder Drahtbruch einer Zuleitung wird nicht selten zur Ursache von Kurzschluß oder bewirkt einen elektrischen Schlag.

fährlichste Ort, denn die Badewanne mit der Rohrleitung bildet eine sehr gute Leitung zur Erde, außerdem ist der ganze Körper des Badenden feucht. Der elektrische Schlag im Badezimmer ist deshalb immer lebensgefährlich, läßt sich aber sicher vermeiden, wenn man dafür sorgt, daß kein Teil der elektrischen Einrichtung, auch kein Schalter, von der Wanne aus erreichbar ist. Ähnlich liegen die Verhältnisse in der Küche. Hier sollen in der Nähe der Wasserleitung keine stromführenden Teile und Schalter angebracht sein.

Wie schützt man sich nun gegen die elektrischen Schläge? Man kaufe möglichst nur solche Apparate, die das sogenannte VDE-Prüfzeichen tragen. Sie bieten die Gewähr, daß bei sorgfamer Behandlung gefährlich werdende Defekte an ihnen nicht entstehen können. Vor eigenmächtigem Ausbessern schadhafter gewordenen Geräte und vor Selbstinstallationen jeder Art ist dringend zu warnen.

Über das Zustandekommen eines elektrischen Schlages sei vorab bemerkt, daß der elektrische Strom, wenn er durch einen Isolationsfehler die Leitung verlassen kann, der Erde zustrebt, weil er hier einen Rückweg zur Stromquelle findet. Bildet nun der Mensch selbst einen Teil der Verbindungsstrecke, die sich dem von der Leitung abirenden Strom zur Erde bietet, so wird er von dem Strom durchflossen und erhält so einen elektrischen Schlag.

In den meisten Fällen wird der erhaltene elektrische Schlag nur gering sein, weil das Holz des Fußbodens, das Leder der Schuhsohle, der Teppich isolierende Wirkung haben. Ist aber der Fußboden feucht, sind die Strümpfe und Stiefel durchnäßt, so werden diese sonst isolierenden Teile zu Leitern des Stromes, der nunmehr in größerer Stärke zur Erde fließen kann. Besonders gute Leiter zur Erde sind die Gas- und Wasserleitungen in der Wohnung. Wer also einen schadhaft gewordenen elektrischen Apparat und gleichzeitig die Wasser- und Gasleitung berührt, setzt sich der Gefahr eines elektrischen Schlages in gesteigertem Maße aus. In dieser Beziehung ist das Badezimmer der ge-



Basteln an einem Schalter ohne Herausnehmen der Sicherung am Verteilungsschalter führt zu elektrischen Schlägen.



Unvorschriftsmäßige Fassung einer Lampe und unvorsichtiges Einführen der Birne leitet den Strom durch den Körper.



An dieser Stelle erscheinen Einsendungen, die zu irgendwelchen von uns veröffentlichten Aufsätzen kritisch Stellung nehmen, soweit sie uns berechtigt und von allgemeinem Interesse scheinen.

Schluß mit der Verschwendung!

Von Dr. Rudolf Albrecht, Dozent an der Staatlichen Kunstakademie Düsseldorf.

Die Ansicht, daß wir in allen Betrieben sparen müssen, d. h. mit dem geringsten Aufwande an Kraft höchste Leistungen hervorzubringen haben, beginnt sich allmählich auch auf den Betrieb zu erstrecken, der in seiner Gestaltung am rückständigsten geblieben ist, trotzdem der größte Teil des Volkseinkommens, das vor dem Kriege von Helfferich auf 40 Milliarden Goldmark in Deutschland geschätzt wurde, durch diesen Betrieb läuft: den Haushalt. Den Hausfrauen hierfür allein die Schuld aufzubürden, wäre ungerecht. Denn sie stehen vielfach technischen Tatsachen gegenüber, die sie von sich aus allein nicht ändern können, wobei wieder in Rechnung gestellt werden muß, daß die Frauenvwelt im ganzen zu wenig in der Erziehung mit Grundsätzen rationeller Haushaltsführung bekannt gemacht wird und deshalb einen Zustand erträgt, der unserer technisch so weit vorgeschrittenen Zeit einfach unwürdig ist.

Oder ist es nicht etwa grotesk, daß Tag für Tag, auch im heißesten Sommer, Millionen und abermals Millionen Kohlenherde brennen für die Speisereibereitung und ständig der Wartung bedürfen? Daß Tag für Tag durch mangelhafte Versorgung der Öfen unverbrannter und ungenügender Kohlenstaub durch die Schornsteine entweicht und auf diese Weise ein gewaltiges Volksvermögen in die Luft verpufft wird? Daß Tag für Tag von Millionen Frauen und Mädchen am Herd vollständig unnötige Arbeit geleistet wird, die an anderer Stelle viel nutzbringender in der Beschäftigung mit Wohnungspflege, Kindererziehung und erst recht durch Erholung abgelöst werden könnte? Diese Fragen stellen bedeutet, sie mit einem uneingeschränkten „Ja!“ beantworten.

Es ist erfreulich, zu beobachten, wie Zeitungen und Zeitschriften sich in jüngster Zeit dieses Sparproblems annehmen und es hauptsächlich vom technischen Standpunkte aus zu lösen versuchen.

Besonders interessant war mir ein Artikel in dieser Hinsicht in der Aprilnummer des „Werk“, betitelt: „Großgasversorgung auf Zechenbasis“. Man kann mit allen darin gemachten Ausführungen einverstanden sein und trotzdem als Volkswirt die Frage aufwerfen: Ist es nicht richtiger, noch einen Schritt weiterzugehen und das Gas auf der Kohlenzeche in Elektrizität umzuwandeln, um auf diese Weise billigen Strom zu erzeugen und dann nach englischem Vorbilde die gesamte elektrische Energie in einer Verkaufszentrale zu sammeln, die für eine möglichst billige Abgabe der elektrischen Kraft zu sorgen hätte, so daß in absehbarer Zeit ganz Deutschland „elektrifiziert“ wäre?

Die Entwicklung der Beleuchtung auf dem Lande, wo man von der Petroleumlampe sofort zur elektrischen Beleuchtung überging und die Gaslampe ausschaltete, scheint dem Gedankengange Recht zu geben, daß man die Elektrifizierung des Haushaltes aller Schichten der Bevölkerung unter Überspringen der Großgasversorgung als Ziel aufzustellen hat. Doch mögen sich hierüber die Techniker die Köpfe zerbrechen und nüttern das Für und Wider der einen oder der anderen Art Rationalisierung der „Wärmegrundlage“ des Haushaltes klarstellen! Vom volkswirtschaftlichen, vom sozialen und kulturellen Standpunkte aus ist die Hauptsache, daß auf dem Gebiete die richtige Lösung gefunden wird.

Der volkswirtschaftliche Gesichtspunkt wurde schon gestreift. Der soziale und kulturelle sind ebenso wichtig. Wie wollen wir jemals zu einer Volksgemeinschaft kommen, wenn wir nicht einmal dahin gelangen, die materiellen Grundlagen für die Haushaltsführung technisch so ein-

heitlich zu gestalten, daß die Zweizimmerwohnung sich darin in nichts mehr von der größten unterscheidet? Das ist keine öde Gleichmacherei, sondern nur zeitgemäße Anwendung der Technik, um im Großen zu sparen und materielle Kultur bis in die untersten Schichten zu tragen. Das gibt jenen Volksgenossen auch die Zeit, sich mit anderen Dingen zu beschäftigen, zu Natur und Kunstgenuss wieder vorzudringen und am Kulturbesitz der Nation teilzunehmen und auf diese Weise wieder neue Kräfte in unserem Volke zu entfesseln.

Gleichgültig für die Verkaufsorganisation ist, ob Großgasversorgung oder Großelektrizitätsversorgung bevorzugt wird. Bei der einen wie der anderen muß zentralisiert werden. Denn der Verkauf von Gas oder Strom wird großer Mittel zur Werbung bedürfen, die wieder sehr rationell bewirtschaftet werden müssen, wenn der Erfolg im richtigen Verhältnis zum Aufwand stehen soll.

Das setzt voraus, daß die Werbung nach einem Plane erfolgt, der den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen der Massen Rechnung trägt. Es muß ermöglicht werden, Heiz- und Haushaltgeräte für Gas oder Strom auf bequeme Abzahlungsraten zu liefern. Man mag sonst noch so sehr Gegner des Abzahlungsgeschäftes sein, so wird man doch in diesem Falle, wo es sich um eine wirtschaftliche Sparmaßnahme großen Stiles handelt, nicht anders zu Werke gehen können, wenn man den Absatz von Gas oder Strom schnell auf die breiteste Grundlage stellen will. Und auf die Schnelligkeit kommt es wesentlich an: den Gas- oder Stromverbrauch in kürzester Zeit auf das notwendige Maß zu steigern, damit sich die dafür geschaffenen gewaltigen Anlagen lohnen.

Will man System in den Vertrieb der Haushaltgeräte für Gas oder Strom bringen, dann wird auch hier der Verkauf zentralisiert werden müssen. Das ist nun nicht so aufzufassen, als ob dem Einzelhandel seine Tätigkeit beschnitten oder gar abgenommen werden sollte. Das wäre das Verkehrteste, was man tun könnte. Denn dieser würde sich mit Recht zur Wehr setzen, das Publikum im abträglichen Sinne beeinflussen und dadurch die große Aktion teilweise oder ganz lähmen. Worauf es bei der Verkaufsorganisation der Haushaltgeräte für Gas oder Strom ankommt, das ist, daß sie auf Typisierung und Verbilligung des einzelnen Artikels hindrängt. Es muß eben absolut und relativ billiger sein, mit Gas oder Strom zu heizen und zu kochen, als Kohle in Herd und Ofen zu verfeuern. Ist dieses wirtschaftliche Moment einwandfrei sichergestellt, dann gibt es die beste Grundlage für die Werbung ab, die sich aller heute gebräuchlichen Mittel zu bedienen hat, um an alle Interessenten heranzukommen.

Ist das wirtschaftliche Moment der Billigkeit auch für die meisten Verbraucher das am meisten ausschlaggebende, so dürfen die anderen Gründe, die dem Gas- oder Stromverbrauch den der Kohle gegenüber als vorteilhaft erscheinen lassen, nicht vernachlässigt werden. Vor allem sind die Zeitersparnis ins Treffen zu führen und die Möglichkeit, durch Arbeitersparnis Zeit für andere Dinge zu gewinnen, die sich über die Kleinheiten des Haushaltes erheben.

Systematisch hätte die Werbung in der Schule mit entsprechender Belehrung zu beginnen. Da es sich um eine volkserzieherische Maßnahme im größten Ausmaße handelt, so wird sich die Schule gern in den Dienst der vaterländischen Aufgabe stellen. Eine Mehrbelastung

des Unterrichtes soll und darf nicht dadurch eintreten und braucht es auch nicht. Die Belehrung kann im Rahmen des bisherigen Unterrichtes erfolgen — nicht nur für Mädchen, auch für Knaben, die zu lernen haben, daß mit ihrem späteren Verdienst auch auf die beste Weise umgegangen wird.

Weiterhin müssen sämtliche Frauenorganisationen für den Gedanken der Rationalisierung auf feuerungstechnischem Gebiete gewonnen werden, direkt durch Vorträge, indirekt durch Artikel, entsprechende Anzeigen,

Plakate und die Werbemittel, die sich sonst noch eignen. Die ganze Öffentlichkeit in Deutschland müßte so lange unter ein Trommelfeuer der Werbung genommen werden, bis es gelungen ist, die Kohlenfeuerung des einzelnen Haushaltes auf das allergeringste Maß zu beschränken.

Gelingt uns das in einem Menschenalter, dann haben wir einen Kultursieg errungen, dessen Bedeutung heute in allen seinen Folgen noch nicht übersehen werden kann.

Bedeutet Großgasversorgung Verschwendung?

Ein Nachwort der Schriftleitung.

Eine der in den beachtlichen Ausführungen Dr. R. Albrechts aufgeworfenen Fragen erscheint uns näherer Betrachtung wert: ob man nicht zweckmäßiger statt der Versendung von Gas zur Erzeugung von Elektrizität auf den Zechen übergehen soll.

Zweifellos ist der Gedanke reifloser Elektrifizierung unserer Energie- und Wärmewirtschaft in mancher Hinsicht bestechend. Er taucht aber heute zumeist nur in Verbraucherkreisen auf, wo Elektrizität und Gas fälschlicherweise als Konkurrenten angesehen werden. Daß beide nicht in Konkurrenz gegeneinander stehen, sondern im Gegenteil bei wechselseitigem Vordringen eine dem anderen den Weg bereitet, kann überall beobachtet werden.

Jede der beiden Energiearten hat sich in der Praxis ihr bestimmtes Gebiet erobert, und es ist unwahrscheinlich, daß, von der Wertschätzung des Verbrauchers aus betrachtet, die eine die andere eines Tages verdrängen wird.

Stellt man aber die Untersuchung auf das wirtschaftliche Prinzip ab, so darf man zwei wesentliche Unterscheidungsmerkmale nicht übersehen: Die Elektrizitätswerke sind „Stromerzeuger im Hauptberuf“. Dieser Strom läßt sich ohne kostspielige Nebenanlagen nicht in großen Mengen aufspeichern. Die Werke müssen (da sie auf den Verbraucher angewiesen sind) und können (da ihre einzige Aufgabe in der Stromerzeugung besteht) sich in ihrer Arbeitszeit nach der Verbrauchszeit richten, indem sie ihre vorhandenen Maschinen je nach Bedarf anspannen oder teilweise stilllegen; legen sie Wert auf gleichmäßige Beschäftigung, so sind sie gezwungen, große Speicherkraftwerke zu erbauen, in denen die elektrische Kraft unter Energieverlust vorübergehend in irgendeine andere Kraftquelle umgewandelt wird (z. B. durch Herauspumpen großer Wassermengen in einen Stausee, dessen angesammelte Wassermassen nunmehr wieder bei steigendem Strombedarf unter Gefälle Turbinen antreiben, die ihre Kraft schließlich an stromerzeugende Dynamomaschinen abgeben).

Die Überlegung, daß jede Energieumwandlung Energieverlust bedingt (wir hoffen, in einem der nächsten Hefte einen längeren Aufsatz über die gewaltige Größe dieser Energieverluste bringen zu können), dürfte auch dem Nichtfachmann zeigen, daß dieser unter Umständen sechsfache (!) Wechsel der Energieform alles andere ist als eine ideale Lösung.

Ähnlich liegen die Verhältnisse bisher bei der Versorgung der deutschen Wirtschaft mit Heiz- und Leuchtgas. Auch hier entstanden die Werke lediglich zur Herstellung eines Wärme- oder Lichtträgers, das heißt: auch hier handelte es sich um Erzeugung von Gas um des Gases willen. Gegenüber der kostspieligen Aufspeicherung der elektrischen Kraft, der ungleichmäßigen Ausnutzung der stromerzeugenden Maschinenanlagen, besaß die Gasherstellung jedoch einen Vorzug: man konnte das im Augenblick nicht absehbare Fabrikat in großen Sammelbehältern aufspeichern, ohne daß es durch Umwandlung irgendeinen fühlbaren Energieverlust erlitt. Diesem Vorzug stand jedoch ein Nachteil gegenüber: Bei der Umwandlung der Kohle in Gas entsteht als Nebenprodukt Koks. Die Herstellungskosten des Gases und vor allem die Steigerung der Gasproduktion werden daher für die Gaswerke durch den erzielten Kokspreis und die Möglichkeit, den Gasloks überhaupt abzusetzen, zwangsläufig geregelt und begrenzt. Die Steigerung der Gaserzeugung über eine gewisse Grenze hinaus wirkt somit nicht, wie man im ersten Augenblick anzunehmen geneigt sein könnte, unter allen Umständen preisverbilligend, sondern sehr häufig verfeuernd, da man zum Ausgleich für den unverkäuflichen Koks eine Erhöhung des

Gaspreises vornehmen muß, wenn man nicht mit Verlust arbeiten will.

Dieser letzterwähnte Nachteil der Gasversorgung entfällt nun bei Übergang zu der Regelung, die man unter dem Begriff „Gasfernversorgung“ zusammenfaßt. Ein näheres Eingehen auf Einzelheiten an dieser Stelle verbietet sich durch den verfügbaren Raum, es können daher in ganz großen Zügen nur die wesentlichen Unterschiedsmerkmale angedeutet werden. Das Bedeutsamste ist: Die deutsche eisenerzeugende und -verarbeitende Industrie benötigt für ihre Betriebe riesenhafte Mengen von Schmelzloks (im Jahre 1925 etwa 23 Millionen Tonnen, wozu reichlich ein Viertel der gesamten deutschen Steinkohlenförderung verwandt wurde). Bei der Umwandlung dieser Kohlenmengen in Koks (am Verbrauchsort) entsteht nunmehr — umgekehrt wie bei den Gaswerken — das Gas als Nebenprodukt. Während man ursprünglich wenig oder gar nichts mit diesem „Abfallstoff“ anzufangen wußte, der in ungeheurer Menge frei wurde, lernte man allmählich, diese Energien in Gasmaschinen oder zur Beheizung von Dampfkesseln oder Koksöfen zu verwerten.

Man war sich seit langem darüber klar, daß das Beheizen der Koksöfen mit Gas, kurz und deutlich gesagt, eine Verschwendung war, die man nur deswegen verantworten konnte, weil sich für das vorhandene Gas keine andere Verwendungsmöglichkeit bot. Wie groß die Verschwendung war, zeigt eine Gegenüberstellung: Der Gesamtabsatz der örtlichen Gaswerke in Deutschland betrug im Jahre 1925 3,2 Milliarden Kubikmeter, während die Koksöfen 5 Milliarden Kubikmeter Zehengas verschlangen, trotzdem letztere mit geringwertigen Brennstoffen, in erster Linie Hochofengas, ebenso zufriedenzustellen gewesen wären!

Erst der wirtschaftliche Zwang zur Rationalisierung, die Verkürzung der Arbeitszeit und die durch stark ansteigende Anwendung mechanischer Kohलगewinnungsverfahren unvermeidlich eintretende Steigerung des Prozentsatzes der Abfallfeinkohle* brachten den Stein ins Rollen. Man konnte die Vergeudung von Gas vor sich selbst und vor der deutschen Volkswirtschaft nicht mehr verantworten und mußte nach einem Ausweg suchen. Und dieser Ausweg ist eben die „Großgasversorgung“ oder, mit anderen Worten, die Heranführung vorhandener, bisher wirtschaftlich verschwendeter Gas Mengen an die gesamte deutsche Volkswirtschaft als Verbraucher. Eine Zwischenumwandlung der laufend, ohne Rücksicht auf die Schwankungen im Absatz entstehenden Gasmenge in elektrische oder irgendeine andere Energieform verbot sich von selbst durch die dabei notwendig entstehenden Energieverluste. Man war nicht gewillt, halbe Arbeit zu tun oder an Zwischenlösungen herumzubahsteln, sobald man eingesehen hatte, daß jede andere Lösung nur Halbschönheit sein konnte. Entwicklungsmöglichkeiten des Gasabfahes lagen vor, das bewies schlagend England mit seinem Verbrauch von 178 Kubikmeter auf den Kopf der Bevölkerung gegenüber einem deutschen Verbrauch von nur 50 Kubikmeter, das heißt weniger als ein Drittel.

Würdigt man unter diesem Gesichtspunkte das Problem der „Großgasversorgung auf Zechenbasis“, dann scheint es, als ob der hiermit eingeschlagene Weg einen bedeutsamen und unanfechtbaren Schritt weiterführt zu dem erstrebenswerten Ziel: Stärkung der deutschen Volkswirtschaft und damit Hebung der Lebenshaltung des Einzelnen durch vernünftige Ausnutzung vorhandener Energien.

* Zur Beleuchtung des Preisunterschiedes zwischen Grob- und Feinkohle diene eine Gegenüberstellung: Die sehr knapp vorhandenen Anthrazitstücke erzielen einen Preis von 44,60 Mark je Tonne, während dieselben Kohlen als Feinkorn trotz gleichen Heizwertes zu 9,80 Mark verkauft werden!

Astronomisches vom September 1927.

Von Prof. E. Hülshöffer, Düsseldorf.

Bis zum Jahre 156 v. Chr. war der September im römischen Kalender der siebente Monat des Jahres, sein beibehaltener Name stammt daher aus dem Lateinischen septem = sieben. Er bringt gegenüber dem August eine sehr auffällige Tagesverkürzung. Ende September steht die Sonne im Mittag rund 11 Grad oder 22 Vollmondbreiten tiefer als zu Anfang des Monats, was die beträchtliche Verminderung ihrer Lichtspende um mehr als zwei Stunden für unseren Horizont zur Folge hat.

Am 23. dieses Monats geht unser Zentralgestirn genau durch den Äquator, sein Tagesbogen ist daher gleich dem Nachtbogen, und sein Aufgang bzw. Untergang findet scharf im Ost- bzw. Westpunkt statt. Man kann dann wieder sehr leicht ein Bild gewinnen über die Lage des Himmelsäquators zum Horizont des Wohnortes. Es ist nur nötig, daß man sich einige Male im Laufe des Tages die Sonnenstellung zu festen Punkten der Umgebung — Schornstein- oder Haus-ecken, Blihableitern, Turmspitzen — anmerkt, die von unserem Beobachtungsplatze eines bestimmten Fensters oder einer Balkonecke aus gesehen werden können. Der Verbindungsbogen dieser Punkte gibt uns dann ein für allemal den Verlauf dieser für astronomische Beobachtungen bedeutungsvollen Linie.

Am 1. September steht die Sonne im Sternbild des Löwen bei Regulus, am 30. September ist sie aber schon merklich nahe dem Stern Spika in der Jungfrau; ihr Aufgang ist zu Beginn des Monats um 5,07 Uhr, der Untergang um 19,09 Uhr, jedoch zum Schluss fallen diese Zeiten schon auf 6,06 Uhr bzw. 18,03 Uhr. Um die 22. Stunde der ersten Septembertage hat die Milchstraße eine sehr charakteristische Lage, wie das auch auf der Karte zu erkennen ist. Diametral von Nordost nach Südwest erstreckt sich das Band derselben durch unser Zenit, welches letzteres uns der helle Stern Deneb im Schwanbilde fast genau markiert. Merkwürdig sternarm erscheint für diese Zeit auch die Nordgegend des Horizontes (siehe Karte).

Von den Planeten bleiben Merkur und Mars, die beide den ganzen Monat über östlich der Sonne stehen, dauernd in deren Strahlenglanze, während Venus vom 22. September

an eine Stunde vor Sonnenaufgang im Osten und in zunehmendem Lichte als täglich breiter werdende Sichel zu finden sein wird. Jupiter steht der Sonne gegenüber, d. h. in Opposition, ist daher bei Sonnenuntergang selbst im Aufgang usw., mithin die ganze Nacht sichtbar. Zu Monatsbeginn befindet er sich kaum $\frac{3}{4}$ Grad unter dem Uranus, der somit im kleinen Fernglas schon recht leicht zu finden ist. Diese Beobachtung wäre am besten gegen Mitternacht zu

machen, um welche Zeit dann auch die Mündchen des Jupiters gleichzeitig und am besten verfolgt werden können. Saturn, der nach wie vor seine tiefe Stellung zu unserem Horizont beibehält, verfrüht seinen Untergang von 22 Uhr auf 20 Uhr im Laufe des Monats, kommt daher für teleskopisches Studium auch nicht mehr in Frage, ebensowenig wie Neptun.

Der Mond tritt als schwache Neumondsichel in den September ein und erreicht am 4. September kurz vor 12 Uhr das erste Viertel, dagegen die Vollmondphase am 11. September wenige Minuten vor 14 Uhr; ins letzte Viertel gelangt er am 18. September 4,30 Uhr und wird als Neumond unsichtbar am 25. September um 23,10 Uhr. Der Erdtrabant zieht am hellen Nachmittag des 3. September um 16,30 Uhr nur wenige Bogenminuten oberhalb des Planeten Saturn hin, was für uns wegen der Tageshelligkeit nicht erkennbar ist, aber am

Abend desselben Tages werden beide Gestirne doch noch in auffälliger Nähe beieinander zu finden sein.

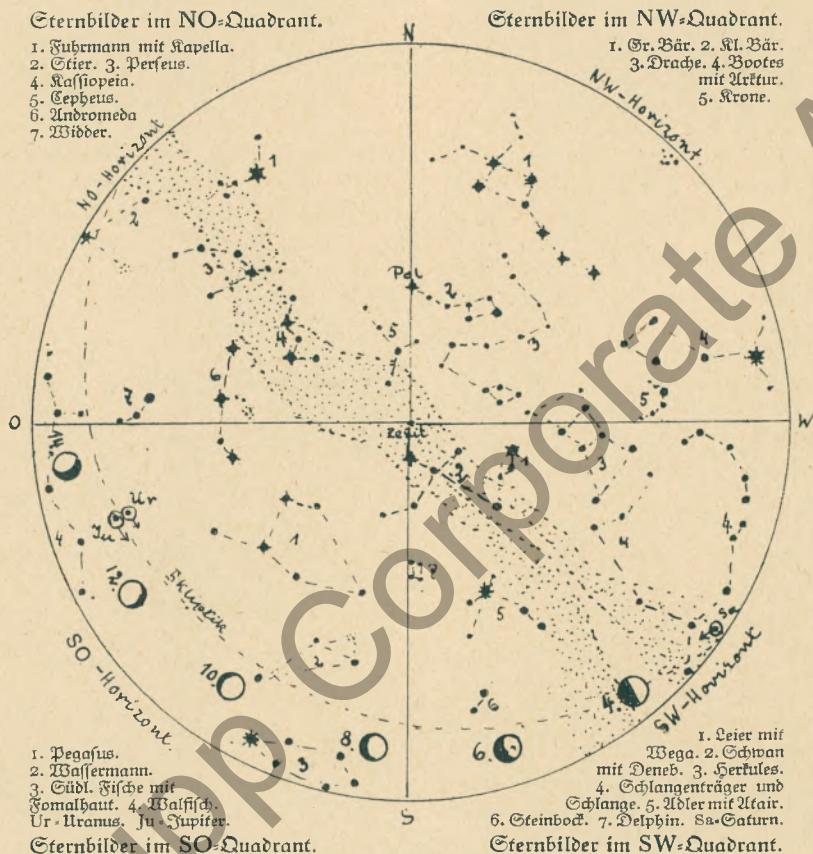
Komet Winnecke, der für Ende Juni mit großer Spannung erwartet wurde in der Hoffnung, den Erdenkindern in besonderem Glanze ein anziehendes Bild zu bieten, kam für unsere Gegend schon durch die Ungunst der Witterung kaum in Frage; er hat aber auch überhaupt enttäuscht, da er nur einem geübten freien Auge als ganz schwacher Nebelschein erkennbar wurde. Indessen ist schon ein neuer Zunftgenosse von ihm auf einer nordafrikanischen Warte entdeckt worden, der vorläufig nur am südlichen Himmel sichtbar ist und noch keine Bahnbestimmung ermöglichte. Wir wollen hoffen, daß dieser Weltenbummler auch unsere Himmelsgegend aufsuchen wird und dabei „schneidiger“ auftritt als sein Vorgänger.

Sternbilder im NO-Quadrant.

1. Fuhrmann mit Kapella.
2. Stier. 3. Perseus.
4. Kassiopeia.
5. Cepheus.
6. Andromeda.
7. Widder.

Sternbilder im NW-Quadrant.

1. Gr. Bär. 2. Kl. Bär.
3. Drache. 4. Bootes mit Arktur.
5. Krone.



Sternbilder im SO-Quadrant.

1. Pegasus.
2. Wassermann.
3. Südl. Fische mit Komalhaut.
4. Walfisch.
- Ur-Uranus. Ju-Jupiter.

Sternbilder im SW-Quadrant.

1. Stier mit Wega.
2. Schwan mit Deneb.
3. Herkules.
4. Schlangenträger und Schlange.
5. Uder mit Altair.
6. Steinbock.
7. Delphin.
- 8a. Saturn.

Septemberbild des Sternhimmels im rheinisch-westf. Industriebezirk. Zu Monatsanfang gegen 22 Uhr, Mitte 21 Uhr, Ende 20 Uhr.

Zeichenerklärung.

Sterne: * 1. Größe; * 2. Größe; • 3. Größe; • 4. Größe; ☾ Mond; ○ Planeten; ☼ Nebel und Sternhaufen.

Die Sterne 1. Größe in den Sternbildern haben besondere Namen, die angegeben sind.



Bararia-Verlag, München.

Start.

Zeichnung von G. v. Dombrowski.

Was die „Deutsche Turnerschaft“ ist und was sie will.

Von Direktor Prof. Dr. Burgaß, Dortmund.

Außer der Schmach und der seelischen und wirtschaftlichen Not, die der Versailler Vertrag über unser Volk und Vaterland gebracht hat, hat er ihm auch eins genommen, was jeder wahre Vaterlandsfreund nur in tiefster Seele bedauern kann. Das ist die allgemeine Wehrpflicht, unser unübertroffenes Volksheer, das nicht bloß die gewaltigste und umfassendste Körperschule der Welt darstellte, eine ständig sprudelnde Quelle der Volkskraft und Gesundheit, einen Riesendoktor, wie man es wohl einmal genannt hat, sondern auch die beste allgemeine Volkserziehungsanstalt, die man sich nur denken konnte.

Damit ist für Förderung und Stärkung der Volkskraft und Volksgesundheit nur das übriggeblieben, was die deutsche Schule auf diesem Gebiet leistet und als Fortsetzung dazu hauptsächlich die Tätigkeit der freiwillig Leibesübungen treibenden Verbände, die damit eine ehrenamtliche und gemeinnützige Aufgabe übernehmen, die von Rechts wegen dem Staate zukäme.

Von allen diesen irgendwie gearteten Verbänden, die es gibt, und die nach dem Kriege eigentlich alle eine natürliche und höchst erfreuliche Zunahme zeigen, ist bei weitem der stärkste und älteste Verband die Deutsche Turnerschaft, die heute etwa 1¼ Millionen Mitglieder umfaßt und in dem Deutschen Reichsausschuß für Leibesübungen, dem sie angegliedert ist, ungefähr allein ein Drittel ausmacht. Das deutsche Turnen, das alle Formen und Arten des Leibesübungsbetriebes: Geräteturnen, volkstümliche Übungen (Leichtathletik), Spielen, Schwimmen, Fechten, Wandern, umfaßt, und die Deutsche Turnerschaft, in der an 13 000 Vereine zusammengeschlossen sind, sind echt bodenständige deutsche und volkstümliche Schöpfungen.

Das deutsche Turnen ist entstanden zu einer Zeit, die der heutigen ganz außerordentlich ähnlich ist. Jahn, dieser große deutsche Volksmann, dessen Leben und Wirken noch immer von der Nachwelt viel zu wenig gewürdigt wird, wollte die sittliche Reinigung und geistige Befreiung seines Volkes.

Er wollte vor allem die Jugend zu gesunden, kräftigen, willensstarken Männern heranbilden und das ganze Volk einer körperlichen und sittlichen Wiedergeburt entgegenführen.

Diese hohen vaterländischen Gedanken sind es, die die D. L. zu allen Zeiten erfüllt haben, und die noch heute in ihr lebendig sind. Außer der Pflege und Entwicklung der Körperkräfte soll das Turnen auch sittlich erziehen, seine Jünger ausdauernd und willenskräftig machen, sie zu Gehorsam, Zucht, Pflichterfüllung, Unterordnung und Einordnung in die Zwecke des großen Ganzen erziehen, also zu Tugenden, die für den zukünftigen Staatsbürger, für das Leben in Staat und Gemeinde ganz unerlässlich sind. Die D. L. ist nicht bloß der größte und älteste Verband, der auf eine lange Geschichte und rühmliche Vergangenheit zurückblicken kann, er ist auch derjenige Verband, der nicht darauf ausgeht, nur sportliche Höchstleistungen einzelner zu züchten und Rekorde aufzustellen, sondern der es zum Ziele hat, die großen Massen zu erfassen und hinzuführen zu plan- und vernunftgemäß betriebenen Leibesübungen, die die körperliche und sittliche Kraft, Widerstandsfähigkeit und Gesundheit des einzelnen vermehren und stärken, den Lebenswillen und die Daseinsfreude erhöhen und die Arbeitslust und Leistungsfähigkeit steigern.

Entsprechend dem Willen ihres Schöpfers ist sie eine Lebens- und Gesinnungsgemeinschaft, die, fern von Klassendünkel und Klassengeist, alle Schichten unseres Volkes umfassen, alle Volkskreise durchdringen will, die die gesellschaftlichen Klüfte überbrücken und der inneren Zerrissenheit unseres Volkskörpers steuern will. Darum steht sie auch nicht im Dienste einer politischen Partei. Sie überläßt es jedem, sich eine eigene politische Meinung zu bilden. Sie sondert ihre Mitglieder auch nicht nach der Religionsgemeinschaft ab, sondern umfaßt Angehörige aller Bekenntnisse. Sie kennt keine Unterschiede in Alter, Rang und Stand, was ein altes schlichtes Turnerwort so schön zum Ausdruck bringt:

„Wir wissen nichts von arm und reich,
Von Titel, Rang und Stand,
Turnbrüder sind in allem gleich,
Ihr Gut heißt — Vaterland!“

Die D. L. mit ihren nahezu 13 000 Vereinen gliedert sich in 18 Kreise und von diesen jeder wieder in eine Anzahl Gaue, deren Zahl nach der Größe der einzelnen Kreise ganz verschieden ist. Der Umfang der Kreise deckt sich zum Teil mit den Provinzen. Manchmal umfassen sie einen ganzen Bundesstaat, wie die Kreise Baden, Schwaben, Bayern und Sachsen. Der größte Kreis ist Kreis 14, Sachsen, mit 250 000 Mitgliedern. Außer diesen 18 Kreisen gehört dann

eine große Menge Auslandsvereine zur D. L., deren Zahl vor dem Kriege noch weit höher war. Wir haben Vereine in den früheren deutschen, jetzt abgetrennten Gebieten, in Estland, Rumänien, Bulgarien und Österreich, ja selbst jenseits des Weltmeeres in Argentinien, Uruguay, Brasilien, Chile, Südwestafrika, China, und vor Monaten war in den Zeitungen zu lesen, welch begeisterter Empfang Dr. Luther, dem Ehrenmitgliede der D. L., auf seiner Amerikafahrt von den dortigen deutschen Turnvereinen überall bereitet wurde.

Zu dem Nordamerikanischen Turnerbund unterhält die D. L. die freundschaftlichsten Beziehungen, und noch ist in aller Erinnerung, welche starke Begeisterung der Besuch der deutschen Amerikariege in den Vereinigten Staaten geweckt hat. Auch eine vor zwei Jahren nach Finnland gesandte Riege weifälischer Turner, deren Reise durch die hochherzige Unterstützung des Herrn Generaldirektors Lönka in Dortmund möglich war, turnte dort unter ungeheurem Beifall in Helsingfors, Tammerfors und Åbo und fand begeisterte Aufnahme bei den Finnländern und ebenso sehr bei den dortigen Auslandsdeutschen. Alle diese deutschen Auslands-Turnvereine sind in der Fremde die Pioniere unseres deutschen Volkstums, die Hüter deutscher Sitte, Sprache und Zucht, das starke Bindeglied zwischen ihrer neuen Heimat und dem alten Mutterlande und erfüllen somit äußerst wichtige Kultur- und Wirtschaftsaufgaben. Die D. L. unterhält auch eine eigene Auslandsabteilung, die für die Verwirklichung dieser Ziele ganz besonders tätig ist.

„Deutschlands Einheit war der Traum meines erwachenden Lebens, das Morgenrot meiner Jugend, der Sonnenschein der Manneskraft und ist jetzt der Abendstern, der mir zur ewigen Ruhe winkt“, so sagte der Turnvater Jahn einige Jahre vor seinem Tode, er, der, wie es in seiner Anklageschrift lautete, „die höchst gefährliche Lehre von der deutschen Einheit aufgebracht hat“. Nie ist die Einheit Deutschlands gefährdeter gewesen, nie die Zerklüftung in unserem Volke, die Zerrissenheit und innere Befehdung größer als gerade jetzt. Dringender aber auch darum nie der Ruf, alles Trennende, Zerklüftende beiseite zu setzen, das Einende bewusst in den Vordergrund zu stellen, um so an dem Ausgleich der Gegensätze, an der inneren Befriedung mitzuarbeiten und die körperliche und sittliche Erneuerung und den neuen Aufstieg unseres Vaterlandes anzubahnen. Wenn alles sich zusammenschließt und dem Vorgange und Vorbilde der D. L. folgt, dann wird auch das seherische Wort des Alten im Barte sich erfüllen: „Das deutsche Turnen, aus kleiner Quelle entsprungen, wallt heute als freudiger Strom durch Deutschlands Gaue. Möge es werden eine verbindende See, ein gewaltiges Meer, das schützend die heilige Grenzmark unseres Vaterlandes umwohlt!“

Die Jahnspende des Amerikanischen Turnerbundes.

Der Amerikanische Turnerbund, der in den Vereinigten Staaten das Turnen nach deutschem Vorbilde pflegt und sich vorwiegend aus deutschsprechenden und deutschgebürtigen Mitgliedern zusammensetzt, entfaltet zur Zeit dank der Rührigkeit seines Bundesprechers Georg Seibel eine rege Tätigkeit. Der Besuch der deutschen Amerikariege zum Bundesfest in Louisville unter Leitung des Vorsitzenden der Deutschen Turnerschaft, Direktor Dr. Berger, hat den Vereinen viele Anregung gebracht und überall eine Steigerung der Arbeit in den Vereinen zur Folge gehabt. Aber nicht nur das rein Technische soll gefördert werden. Man bemüht sich auch um die Hebung des sogenannten geistigen Turnens, d. h. man will deutsche Sprache und deutsches Schrifttum, deutsche Sitten und alles das

pflegen, was als besondere deutsche und turnerische Eigenart anzusprechen ist. Zur Förderung dieses Zweckes ist der sogenannte „Jahnsfonds“ gegründet worden, der bereits eine Grundsumme von 30 000 Dollars enthält. Es wird nun angestrebt, diesen Fonds auf 100 000 Dollars zu erhöhen, und zwar bis zur nächsten Tagung in Cleveland. Die Bemühungen um die Auffüllung des Fonds sind von bestem Erfolge begleitet; so wurde vom Syracuse-Turnverein eine Spende von 1000 Dollars überreicht, und der Nord-St.-Louis-Turnverein kündete die Überweisung von 5000 Dollars an. Es ist erfreulich, zu hören, daß die amerikanischen Turner derartige Opfer bringen, um deutsches Wesen in ihren Reihen zu vertiefen und zu verbreiten.

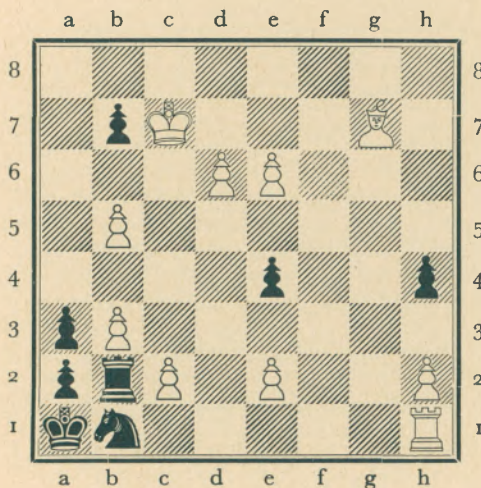


Schachzette.

Bearbeitet von Heinz Vollmer.

Aufgabe Nr. 30.

Von W. Pauly, Bukarest.



Stellung der Steine:

Weiß: Kc7; Th1; Lg7; B(7) b3, b5, c2, d6, e2, e6, h2 [10].

Schwarz: Ka1; Tb2; Sb1; B(5) a2, a3, b7, e4, h4 [8].

Weiß zieht und setzt in fünf Zügen matt.

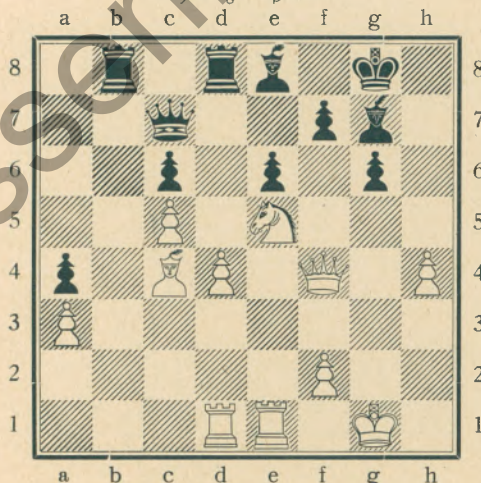
Ein Fünzfürer von beträchtlicher Schwierigkeit. Es ist nicht leicht, stets die richtige Fortsetzung zu finden; es sei nur verraten, daß die Lösung in drei originellen Varianten auf der jeweilig richtigen Verwandlung beruht.

Partieschluß.

Anlässlich des bevorstehenden Weltmeisterschaftskampfes Capablanca-Aljehin in Buenos Aires interessiert ein schönes Gewinnspiel des Russen aus dem während des Sommers stattgefundenen Reckfemeter Schachturnier.

Stellung nach dem 36. Zuge.

Schwarz: Afstatos.



Weiß: Dr. Aljehin.

Stellung der Steine.

Weiß: Kg1; Df4; T(2) d1, e1; Lc4; Se5; B(5) a3, c5, d4, f2, h4; [11].

Schwarz: Kg8; Dc7; T(2) b8, d8; L(2) c8, g7; B(5) a4, c6, e6, f7, g6; [11].

Dr. Aljehin gewann durch folgende hübsche Kombination:

37. h4-h5

38. Kg1-h1! Vorbereitungszug zur Räumung der g-Linie.

39. Te1-g1

40. Tg1xg7+ Entscheidendes Qualitätsopfer!

41. Td1-g1+

Falls Kh8 oder f8, so Dh6 bzw. Sg6!

42. Se5xf7

37. g6xh5

38. Tb8-b7

39. Dc7-e7

40. Kg8xg7

41. Kg7-h7

Aufgegeben.

Lösung der Aufgabe Nr. 28. (3#)

1. Kg7-f8

2. Da2-a7

3. Da7-g7# usw. in 3 Varianten.

1. Ba4xSb3

2. bel.

Wenn Dc2xSb3 bzw. Bc4, so Da2-h2 bzw. Sc5-d7+. Der Reiz der Aufgabe liegt in dem versteckten Schlüsselzug.

Notizen. Wir bitten, in Zukunft alle Zuschriften an die Hauptschriftleitung des „Werks“, Düsseldorf, Breite Str. 28, mit dem Umschlagvermerk „Schach“ zu senden.

Auf das Fernturnier kommen wir im nächsten Heft zurück.

Rätsellecke.

Karreerätsel.

Geschl. gesch.

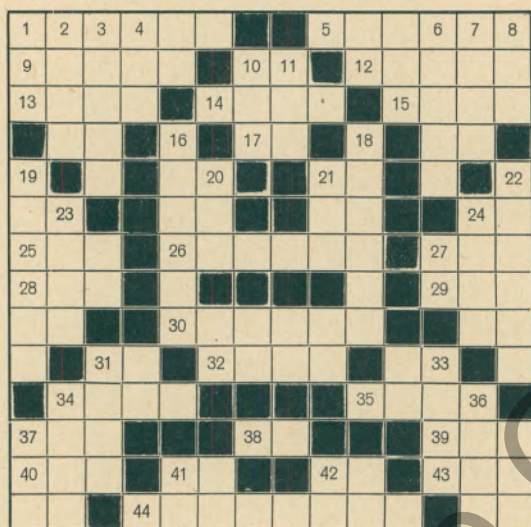
1	2	3	4	5	6	7	8
9	10	11	12	13	14	15	16
17	18	19	20	21	22	23	24
25	26	27	28	29	30	31	32
33	34	35	36	37	38	39	40
41	42	43	44	45	46	47	48
49	50	51	52	53	54	55	56

Es sind 19 Wörter von nachstehender Bedeutung zu finden, deren einzelne Buchstaben in die durch Ziffern bezeichneten Karrees gesetzt werden. Sämtliche Buchstaben, im Zusammenhang gelesen, ergeben ein Zitat von Lessing.

Bedeutung der Wörter:

1. Polarforscher	56	22	35	11	32	52
2. Asiatisches Königreich . .	22	56	27	41	8	
3. Marschall Napoleons . . .	8	5	46	22	31	
4. Schweizer Kanton	5	49	17			
5. Teil des Weinstocks	49	45	19	2		
6. Storchengattung	28	19	36	53		
7. Gebirge in Südamerika . .	22	10	47	32	42	
8. Homerische Zauberin . . .	37	28	49	12	51	
9. Strom in Rußland	1	48	16	29	22	
10. Antilopenart	40	15	5			
11. Franz. Opernkomponist . .	50	28	43	51	20	
12. Nibelungengestalt	9	39	43	54	16	
13. Stadt in der Ukraine . . .	21	55	51	25		
14. Hirschart	46	7	38			
15. Industrielle Vereinigung .	6	3	5	30	20	
16. Gott der Unterwelt	13	22	47	14	34	
17. Planet	44	26	23	5	30	
18. Alpenfluß	17	24	38			
19. Wurfspieß	4	18	11			

Kreuzworträtsel.



Wagerecht.

- 1 Lehrmittel
- 5 mittelalterliche Polizei
- 9 Stadt in Belgien
- 12 deutscher Schriftsteller
- 13 Glieder
- 14 Wasserfahrzeug
- 15 öffentliche Vorstellung
- 17 italienische Tonstufe
- 24 Wild
- 25 Fluß in Mitteldeutschland
- 26 Getreidebündel
- 27 Sportgerät
- 28 Gestalt aus einem Drama von Ibsen
- 29 Abkürzung für einen Asiaten
- 30 Sägung
- 31 Nahrungsmittel
- 32 Schwung
- 34 Gebirge in Osteuropa
- 35 englischer Titel
- 37 türkischer Vorname
- 38 Fluß in Italien
- 39 Lockspeise für Raubbögel
- 40 Komponist

- 41 Frage
- 42 italienische Tonstufe
- 43 osteuropäische Währung
- 44 Teil der Glocke
- 1 Kinderart
- 2 Behälter
- 3 griechischer Buchstabe
- 6 Fisch
- 7 Wirklichkeitsbegriff
- 8 Vogelart
- 11 weiblicher Vorname
- 16 Fluß in Indien
- 18 Schmuckstück
- 19 französischer Staatsmann
- 20 bekannte Aktiengesellschaft
- 21 nautischer Ausdruck
- 22 Krankheit
- 23 Umstandswort
- 24 Erlass
- 31 männlicher Vorname
- 33 sagenhaftes Heiligtum
- 34 Soldat
- 36 Bezeichnung für ein ganzes Brot
- 37 Geistlicher.

Von 38 wagerecht diagonal nach links unten: geographischer Begriff, diagonal nach rechts unten: Dichtung. — ch = ein Buchstabe.

Zwei Denkaufgaben.

Die verschlossene Haustür.

Durch eine wichtige geschäftliche Besprechung mit auswärtigen Geschäftsfreunden bist du verhindert, rechtzeitig nach Hause zu gehen. Am Morgen wußtest du noch nichts von der Besprechung. Bevor du deine Geschäftsräume verläßt, sprichst du daher kurz telephonisch mit deiner Frau und sagst ihr, daß du nicht zum Essen und wahrscheinlich auch nicht zum Abendessen nach Hause kommen würdest. Sie könne sich aber darauf verlassen, daß du etwa um 10 Uhr im Hause seiest.

Die Besprechung zieht sich länger hin, als du dachtest, und der Ausgang der Konferenz macht es für dich zur Anstandspflicht, daß du nach Erledigung der geschäftlichen Angelegenheit noch einige Stunden mit den Herren gemütlich zusammensitzest. So ist es Mitternacht geworden, als du vor dein Haus kommst.

Nun entdeckst du, daß du den Haus Schlüssel nicht in der Tasche hast. Die Haustür ist selbstverständlich verschlossen. Der Portier schläft nachts in seiner Dienstwohnung, die nach dem Hofe zu liegt. Es befindet sich also niemand in der Portierloge, und es erscheint ausgeschlossen, daß er die Haustürglocke hört. Fremde Hausbewohner möchtest du nicht stören. Deine eigene Wohnung liegt im 4. Stockwerk.

Was fängst du an? Hast du den Haus Schlüssel vergessen, oder nimmst du ihn, weil du regelmäßig vor Tagesanbruch nach Hause kommst, gewohnheitsmäßig nicht mit? Wie kommst du in das Haus hinein?

Ein Zug gebraucht von der Station A bis zur Station B oder umgekehrt 65 Minuten. Es wird alle 10 Minuten in jeder Richtung ein Zug abgelassen. Wieviel Gegenzüge begegnen mir, wenn ich von A nach B oder umgekehrt fahre?

Lösungen der Rätsel in Heft 8.

Besuchskartenrätsel.

Kraftwagenführer.

Scherzrätsel.

Der Buchstabe „L“

Silbenrätsel.

- | | |
|--------------------|-----------------|
| 1. Alfenid | 21. Eginolf |
| 2. Montevideo | 22. Nabau |
| 3. Abe | 23. Brude |
| 4. Bayreuth | 24. Elmsfeuer |
| 5. Eden | 25. Neufundland |
| 6. Murmi | 26. Violine |
| 7. Devise | 27. Edison |
| 8. Wigwam | 28. Melord |
| 9. Inka | 29. Geranie |
| 10. Kiesel | 30. Angengruber |
| 11. Damaskus | 31. Nepomuk |
| 12. Muschil | 32. Giglio |
| 13. Aquarell | 33. Epigramm |
| 14. Nassau | 34. Nottingham |
| 15. Kohlweißling | 35. Euterpe |
| 16. Vangerberg | 36. Neptun |
| 17. Undine | 37. Tandem |
| 18. Gudrun | 38. Arena |
| 19. Futschou | 39. Georg |
| 20. Unterschlagung | |

Am Abend wird man klug
Für den vergangenen Tag,
Doch niemals klug genug
Für den, der kommen mag. Rückert.

Die Botanikertrommel

enthaltend die buntesten im verflochtenen Monat eingefangenen Spottvögel

Kinder mund.

Sein Spiegel.

Der Lehrer sucht dem kleinen Hans die Bedeutung des Spiegels klarzumachen. „Wenn du dich gewaschen hast,“ fragt er, „wo siehst du denn dann hin, um zu sehen, ob dein Gesicht sauber ist?“

„Ins Handtuch“, lautet die rasche Antwort.

(Düsseldorfer Nachrichten.)

Erst bettelte Hänschen sehr um ein Pfefferminzpläschen, aber als er es dann einen Augenblick im Munde hatte, lief er ängstlich weinend zu mir: „Mutti, Mutti! Das Bonbon macht so'n mächtigen Zug im Mund!“

Die Mama hat sich nun auch einen Bubikopf schneiden lassen und ist neugierig, was ihr kleiner Rolf dazu sagen wird. Als der Stöppke ihrer ansichtig wird, bleibt er einen Augenblick mit großen erstaunten Blicken sprachlos und wendet sich dann zum Dienstmädchen:

„Nu is die Mutti ganz weg, nu hab' ich zwei Papis!“

Aus der Schule.

Lehrer: „In dem Gedicht, das ich eben vorlas, steht: „Das Schlachtross

steigt!“ Was will der Dichter damit sagen?“

Schüler: „Daß das Pferdefleisch teurer wird!“

(Kölnische Illustrierte.)

„Karlchen, sag', waren bei dir die Masern auch so schlimm wie bei mir? Ich durfte vier Wochen nicht in die Schule!“

„Bei mir war es viel schlimmer, ich hatte sie in den Ferien!“

(Das Illustrierte Blatt.)

„Papa, gibst's in Afrika auch Löwen?“

„Ja, mein Junge.“

„Gibst's denn da auch Menagerien?“

„Nein, die Neger haben keine Menagerien.“

„Na, was machen sie denn dann mit den Löwen?“

(Berliner Illustrierte.)

Rudi geht zum erstenmal mit dem Vater zum Baden. Als er dessen behaarte Heldenbrust gewahrt, weiten sich seine Augen vor Entsetzen, und gepreßt entringt es sich ihm: „Papi, da kommt ja die ganze Füllung raus!“



Krimfächer war die früher gebräuchliche Bezeichnung für unser Doppelfenster. Die Bezeichnung kam daher, weil man diesen an Stelle des Fernrohrs zum ersten Mal im Krimkrieg benutzte. Der Krimkrieg wurde von 1853—56 von England, Frankreich, Sardinien und der Türkei gegen Rußland geführt.

Mit Kind und Regel heißt mit der ganzen Familie. Regel kommt aus der alten deutschen Rechtsprache und ist die Bezeichnung für uneheliche Kinder gewesen.

In den Sielen sterben. Sielen ist ein altes deutsches Wort für eine bestimmte Art von Pferdegeschirren. „In den Sielen gehen“ heißt wörtlich „statt eines Pferdes ins Geschirr gespannt sein“ (im 30jährigen Kriege und später bei armen Bauern üblich gewesen). In den Sielen sterben heißt daher bei der schweren Arbeit zugrunde gehen.

Dem Frieden traue ich nicht. Der Ausspruch hängt zusammen mit dem mittelalterlichen Landfrieden, den der Kaiser anordnete, um den häufig zwischen Ritters, Städten und ganzen Ländern herrschenden Fehden zu steuern. Da aber der Kaiser zumeist nicht die Macht besaß, seine Anordnungen durchzuführen, hatten die Bürger Ursache genug, dem Landfrieden nicht zu trauen.

Deutsche Orte mit der Endsilbe „leben“, wie z. B. Gatersleben usw., haben diese Bezeichnung aus dem Althochdeutschen „leva“, d. h. Leben, herzuleiten.

Manfchetten haben heißt soviel wie Furcht haben. Manfchette = Handkrause, Stulpe ist die Verkleinerungsform für „manche“ (franz.) = Urmel. Man nannte auch die Handfellen, die einem Verbrecher angelegt wurden, Manfchetten. Der mit solchen Manfchetten Geschmückte hatte Furcht vor der Strafe.

Etwas ausbaden müssen. Im Mittelalter gab es öffentliche Badestuben. Es wurde dort aber nicht jedem ein frisches Bad bereitet, sondern einer nach dem anderen badete in demselben Wasser. Wer zuletzt badete, mußte nach der Baderegel den Schmutz der anderen entfernen, ihn ausbaden. Die übertragene Bedeutung für „etwas ausbaden müssen“ ist: die Folgen einer Sache zu tragen haben.

Gammelfsprung ist die scherzhafte Bezeichnung der zur Feststellung des Abstimmungsergebnisses im Deutschen Reichstag und im Preussischen Landtag üblichen Stimmzählung. Alle Mitglieder verlassen den Saal und treten, je nachdem sie mit „ja“ oder „nein“ stimmen, zu zwei verschiedenen Türen wieder ein. Gammelfsprung ist ein um 1870 aufgekommenes parlamentarisches Schlagwort, das die Führer der einzelnen Fraktionen mit Leithämmeln vergleicht, denen die anderen nachspringen.

Ausmerzen für auszrotten, vertilgen, ist ein Ausdruck der Schafzüchter. Früher schrieb man das Wort „ausmäzen“, was insofern richtiger war, als im Monat März die zur Zucht untauglichen Schafe ausgeschieden, ausgemäzt, d. h. der Schlachtbank zugeführt wurden.

In acht Tagen ist eine gebräuchliche Redensart, die ihren Ursprung aus der altrömischen Sitte, alle acht Tage Markttag zu halten, herleitet. Die Römer richteten sich hierbei nach den Mondphasen. In Anlehnung hieran fanden im mittelalterlichen Deutschland alle acht Tage Gerichtssitzungen statt.

Schmiere stehen, dieser in der Verbrechersprache geläufige Ausdruck entstammt der haldaischen Sprache: Schemura = Wache stehen.

Kritik am „Werk“.

Das Ergebnis unseres Fünfhundert-Mark-Preiswettbewerbs.

Als wir im Maiheft zur „Kritik am Werk“ aufforderten, waren wir uns des möglichen Echos unseres Rufes vollauf bewußt. Um es ganz ehrlich zuzugeben: Wir hielten es für nicht ganz ausgeschlossen, daß man, in Anerkennung des Grundgedankens positiver sachlicher Kritik, sich entweder darauf beschränken könnte, den bisher eingeschlagenen Weg mit mehr oder weniger geschliffenen Sägen uneingeschränkt lobend anzuerkennen oder aber seiner gelegentlichen Unzufriedenheit mit dem Inhalt Raum zu geben, ohne klipp und klar auszusprechen: So kann es anders und besser gemacht werden! Und diese beiden Auslegungen unseres Preiswettbewerbs — vorbehaltloses Lob sowohl wie lediglich zerknirschende Kritik — hatten für uns nicht den geringsten Wert.

Der Sinn jeder Kritik liegt eben weder in dem genügsamen Sichabfinden mit dem gegenwärtigen Zustand noch in der Verurteilung des eingeschlagenen Weges, ohne daß man sich bemüht, Bausleine zu neuen, nach Ansicht des Kritikers besseren Wegen herbeizuschaffen. Eine Kritik, die Anspruch auf Beachtung erhebt — und dieses gilt, um über die vorliegende Frage ins Allgemeingültige vorzustoßen, für jede Form kritischer Betätigung —, muß vor allem einer Bedingung entsprechen: sie muß aufbauender Natur sein und Forderungen stellen, die erfüllbar sind.

Das Ergebnis des Preiswettbewerbs hat — wir gestehen es beschämt und erfreut zugleich — unsere eingangs erwähnten Befürchtungen entkräftet und den Beweis erbracht, daß die Fähigkeit sachlicher Kritik verbreiteter ist, als man gemeinhin anzunehmen pflegt.

Alle Einsendungen — mit einer einzigen Ausnahme — zeugten von ernstem Willen zu sachlicher Mitarbeit an einer Rundschau, die vielen, sehr vielen im Laufe der Jahre zu einem Lieben, am Anfang eines jeden Monats mit Spannung erwarteten Gefährten geworden ist. Wir haben uns über diese, trotz aller kritischen Einwendungen und offenen Wünsche immer wiederkehrende Feststellung um so mehr gefreut, als sie uns vor allem als Echo aus den Kreisen entgegenklang, für die der monatliche Bezugspreis einen Betrag bedeutet, den man zwei- oder dreimal in der Hand herumdreht, bevor man sich zur Ausgabe entschließt.

So schreibt z. B. die Frau eines Maschinisten (wir geben die Einleitung der Kritik unverändert wieder):

Wenn mein Mann „Das Werk“ von der Zeche mitbringt, freuen wir uns und jeder will es haben. Zuerst werden dann die Bilder angesehen und besprochen und abends oder an einem stillen Sonntagnachmittag wird „Das Werk“ gründlich durchstudiert. Mein Mann liest ja auch alles, was vorne im Heft von Maschinen, Technik u. dgl. handelt, denn er ist ja auch Fachmann, Maschinist. Ich bewundere da die wunderbaren Werke der Technik, die deutscher Erfindergeist geschaffen hat. — Sodann gefallen uns die gediegenen, oft historischen Romane gut, auch ein schönes Gedicht lesen wir gerne. — Die Rubrik „Theater, Kunst und Wissenschaft an Rhein und Ruhr“ könnte u. E. ganz weggelassen; desgleichen Berichte über wertvolle Erfindungen und Giltne. Darüber kann man genug in den Tageszeitungen lesen. Wir möchten anregen, „Das Reich der Frau“ weiter auszubauen; Aufsätze über Erziehung, Gesundheitsliches, Kochkunst, Mode usw. würden dankbare Leser finden, Mädchen und Frauen würden sich gerne Lehrreiches aneignen. — „Reisebeschreibungen“ werden auch gerne gelesen, da kann man in Gedanken die Reise mitmachen und viel Schönes sehen. Auch die größten Kinder lesen das gerne oder lassen sich von der Mutter vorlesen. Dann sitzen sie still mit erwartungsvollem Gesicht und glänzenden Augen und freuen sich über die Herrlichkeiten in der Natur im lieben deutschen Vaterland. Wir haben alle Sehnsucht zum Meere, müßte das schön sein, es in seiner Unendlichkeit zu sehen, in Wirklichkeit kommen wir niemals dahin, dazu langt's nicht. Da tröstet uns denn ein schöner Reisebericht. Wir lernen unser Vaterland besser kennen und mehr lieben. Es könnten auch Reiseberichte vom Ausland sein, Schweiz, Italien, Amerika u. s. f. Auch Lebensbeschreibungen berühmter deutscher Männer sind besonders geeignet, die Jugend zur Nachahmung anzuspornen. So kann durch „Das Werk“ manches Samen Korn in empfängliche Herzen fallen, auch für die Frauen und Mütter von Segen sein und dadurch der Familie und dem ganzen Volk. Denn die Mütter sind das Schicksal des Volkes, hätten wir mehr gute deutsche Mütter, sähe es besser aus im deutschen Land.

Erfreut hat uns auch das Urteil eines erwerbslosen Schwertriebsbeschädigten, der sich als „Stammgast in der Lesehalle 1 in Düsseldorf“ bezeichnet und seiner gut durchdachten und recht bemerkenswerten Kritik folgende Ausführungen voranschickt:

Im hiesigen Lesesaal 1 der städtischen Bücherei am Hofgarten liegt „Das Werk“ auf. Unter den hundertten Zeitschriften, die dort fein säuberlich gestapelt ausliegen, hebt sich „Das Werk“ vornehm hervor. Bescheiden in der Aufmachung, nicht aufdringlich und doch auf den ersten Blick begehrt durch die nette, feine Form in Art und Stil des Inhaltes.

Am Ende vom Monat ist das Heft etwas mitgenommen, vergriffen, durchgelesen, man möchte bald sagen, zerlesen. Ein gutes und ehrliches Zeichen für Güte und Qualität; ein so viel gebrauchtes Heft ist auch ein Urteil, nicht der Presse, sondern der Stimme des Volkes, im wahrsten Sinne des Wortes. Die Leute lesen es gern und zeitweise muß man es bei der Aussicht bestellen.

In welcher Richtung bewegt und auf welche Gebiete erstreckt sich nun, um auf den Drehpunkt unseres Wettbewerbs zu kommen, die Kritik unserer Leser? Wo zeigen sich noch Lücken? Wo sind Mängel in der Auswahl des Gebotenen vorhanden?

Wir haben schon in unserer Ausschreibung betont, daß die verschiedenartige Gestaltung des Bodens, in dem unsere Zeitschrift Wurzeln schlägt, es unmöglich macht, allen Ansprüchen in jeder Beziehung gerecht zu werden. Sie hat aber — und darin geben wir einer großen Zahl unserer Kritiker recht — in der Vergangenheit allzusehr ein Gemeinsames, was die Mehrzahl unserer Leserschaft eint und bindet, in den Hintergrund gerückt: das Zusammengehörigkeitsgefühl als Mitarbeiter des nach Zahl der Beschäftigten weitaus größten deutschen Unternehmens, dessen Fäden und Fühler sich weit über unser Vaterland hinaus erstrecken.

Wir pflichten verschiedenen Stimmen bei, daß die Verzweigttheit und die Größe der Vereinigten Stahlwerke es dem einzelnen immer schwieriger machten, das stolze Bewußtsein zu haben, Mitarbeiter zu sein, ein vielleicht nur geringes, aber an seiner Stelle unentbehrliches Glied der Riesenkette zu bilden, deren nahezu zweihunderttausend Glieder jenes Unternehmen umschließen, das den Namen „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“ in alle Erdteile trägt.

Wir werden uns in Zukunft bemühen, diesem, soweit genannte Frage überhaupt angeschnitten ist, einmütigen Wunsche unserer Leser mehr als bisher Rechnung zu tragen. Ob und wie weit es möglich ist, einer beachtenswerten Anregung: „Warum erscheinen keine Berichte der Herren, welche für die Vereinigten Stahlwerke die Länder durchstreifen? Wo bleiben Schilderungen der persönlichen Erlebnisse der Amerikafahrer?“ nachzukommen, ist eine Frage, die die Schriftleitung von sich aus nicht beantworten, sondern nur weitergeben kann mit der Versicherung, daß ihr interessante Reiseeindrücke und Erlebnisse der „Auslandsstahlwerker“ jederzeit willkommen sind.

Um nunmehr aus der Fülle der weiteren Anregungen die bemerkenswertesten oder häufiger geäußerten herauszugreifen: Den Wunsch, weniger Technik zu bringen, haben wir, wie unsere Leser gemerkt haben dürften, inzwischen schon berücksichtigt; ferner ist die Rubrik „Theater, Kunst und Wissenschaft an Rhein und Ruhr“ vollständig in Fortfall gekommen. Dafür wollen wir in Zukunft anderen Wissensgebieten mehr Raum gewähren. Der seitens unserer Leserinnen und Leser gleich laut erhobenen Bitte, den inneren Menschen nicht zu kurz kommen zu lassen und über den Alltag hinaus zu wirken, werden wir unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Auch Naturwissenschaft und Kunst im weitesten Sinne des Wortes sollen mehr als bisher berücksichtigt werden. Ferner werden wir — einem immer wiederkehrenden Wunsch entsprechend — häufiger bebilderte Aufsätze über die Schönheiten unseres deutschen Vaterlandes (einschließlich Deutsch-Österreich!) sowie Reiseschilderungen aus fremden Ländern bringen.

Ob wir den zahlreichen Vorschlägen, den Roman fallen zu lassen und dafür kurze Novellen zu bringen, nachkommen, wollen wir heute noch nicht entscheiden. Dafür spricht zweifellos, daß die monatlichen Fortsetzungen den Zusammenhang zerreißen und den Eindruck der Geschlossenheit stark behindern. Auf der anderen Seite darf man aber nicht vergessen, daß die Mehrzahl unserer Leser „Das Werk“ am Jahresende binden läßt, dadurch die Geschlossenheit wieder herstellt und ohne große Kosten in den Besitz eines guten Romans gelangt.

Es wäre uns erwünscht, wenn sich möglichst bis zum 1. November zu dieser Frage ganz kurz vor allem diejenigen äußern würden, die den Roman nicht missen möchten. (Postkarte genügt.)

Die Spalte „Das Reich der Frau“ hat mit einer Ausnahme (männlicherseits natürlich!) ungeheilten Beifall gefunden. Eine wesentliche Erweiterung möchten wir allerdings nicht zusagen, wohl aber werden wir dem Wirken der berufstätigen Frau größere Beachtung schenken.

Der verfügbare Raum macht es leider nicht angängig, den ganzen reichhaltigen Wunschzettel an dieser Stelle wiederzugeben, der der Schriftleitung auf den Redaktionstisch gestallert ist. Alle Einsender dürfen aber überzeugt sein, daß ihren Wünschen, soweit es angängig und angebracht erscheint, Rechnung getragen wird, und gar mancher Einsender, der an dieser Stelle vergeblich — und mit einer gewissen Enttäuschung — nach „seinem“ Wunsche sucht, dürfte beim Durchblättern der späteren Hefte mit entsprechender Genugtuung feststellen: „Das ist meine Anregung!“

Wir schließen diese allgemeinen Ausführungen mit der Bitte, uns in Zukunft (auch ohne Preisausschreiben!) mit sachlicher Kritik über den Inhalt unserer Zeitschrift zu unterstützen, und sind, um Selbstverständliches nochmals zu betonen, für jede Anregung dankbar.

Das Ergebnis des Preisausschreibens.

Am stärksten war die Beteiligung an der Frage 2: Was gefällt Ihnen besonders am „Werk“? Was mißfällt Ihnen? (Kritik am Inhalt, Anregung zur Ausgestaltung.) Hier konnten unbedenklich alle Preise zur Verteilung gelangen. Geringer war schon die Zahl wirklich beachtenswerter Antworten zu der Frage 1: Welche Wissensgebiete sind im „Werk“ Ihrer Ansicht nach zu stark, welche Gebiete zu wenig berücksichtigt? Hier war deutlich zu spüren, daß eigene neue Gedanken seltener sind, als man erwarten durfte. Die Mehrzahl der Einsender beschränkte sich auf den Vorschlag, die technischen Artikel einzuschränken oder den Roman fallen zu lassen und dafür auf dem freigewordenen Platz irgendein persönliches Steckpferd des Kritikers unterzustellen (von Münzen und Briefmarken angefangen bis zur — Kürbiszucht). So war uns, trotz größter Weithergigkeit, eine Verteilung aller Preise nicht möglich.

Noch geringer war die Zahl ernsthafter Anwärter auf die für die Beantwortung der dritten — ein Einsender behauptete „schwersten“ — Frage: Welche beiden mindestens ganzseitigen Aufsätze in den Hefen 1 bis 5 haben Sie am wenigsten, welche beiden Aufsätze am meisten interessiert? (Begründung!) ausgesetzten Preise. Man sagte wohl, welche Aufsätze am meisten bzw. am wenigsten interessiert hatten, ersparte sich aber in den allermeisten Fällen die geforderte Begründung, so daß uns hier unter Beachtung der Ausschreibung eine Verteilung sämtlicher Preise nicht möglich war. Recht bemerkenswert war die starke Beteiligung der Frauen am Wettbewerb und die umfassenden, zum Teil ausgezeichneten Anregungen, die gerade in diesen Kritiken enthalten waren.

Die Preisträger.

Den Sonderpreis von 50 RM. für die beste zusammenhängende Kritik erhielt Frau Martha Leidolf, Düsseldorf.

Einen zweiten, nachträglich an Stelle der nicht zur Verteilung gelangten Freibezüge ausgesetzten Sonderpreis in Höhe von 25 RM. erhielt Frau Sibylla Tattenberg, Kray b. Essen.

Den ersten Preis (30 RM. in bar) für die beste Beantwortung der Frage 1 erhielt Fritz Jenner, Berlin-Steglitz.

Der erste Preis (30 RM. in bar) für die beste Beantwortung der Frage 2 wurde geteilt, und zwar unter Gräulein Alice Gronarz, zur Zeit Hannover, und Frau Grete Barop, Dortmund; erstere für das beste Urteil zu der ersten Teilfrage, letztere für ihre knappe, aber gut durchdachte Anregung.

Den ersten Preis (30 RM. in bar) für die Beantwortung der Frage 3 erhielt Paul Comes, Arbeiter, Dortmund.

Weitere Preise haben erhalten für gute Beantwortung

1. der Frage 1: Adolf Bartsch, Dortmund, Magazin Arbeiter, Zeche Minister Stein (Originalradierung „Fridericus“ im Werte von 20 RM.); Friedrich Kossol, Bochum, Sattlerei des Bochumer Vereins (Buchpreis im Werte von mindestens 10 RM.).

Ein Freiabonnement auf den Jahrgang 8 (1928) mit zweifarbigen Umschlag erhielten: Dr. Hildegard Hoffmann, Düsseldorf; Elsa Molczko, Poznan (Polen); Frau Dr. Plum, Kassel (Hessen); Frau M. Dieselhorst, Bad Deynhausen; Herr Brauer, Hamborn; Hans Chladek, Wien 6.

2. der Frage 2: Wilhelm Kürten, Düsseldorf (Originalradierung „Fridericus“ im Werte von 20 RM.); Alfred Scholz, Berlin-Steglitz (Buchpreis im Werte von mindestens 10 RM.).

Ein Freiabonnement auf den Jahrgang 8 (1928) mit zweifarbigen Umschlag erhielten: Otto Hanneforth, Werdohl i. W.; J. A. Hinrichs, Düsseldorf; Walter Briner, Dillingen (Saar); Heinz Vollmer, Bonn; Paul Paafke, C. C. W., Chemnitz.

Ein Freiabonnement auf den Jahrgang 8 (1928) mit einfarbigem Umschlag erhielten: Hermann Becker, Duisburg-Ruhrort; Hermann Bues, Harburg (Elbe); Emil Gröber, Heizer, C. C. W., Trafowerk, Nürnberg; Reinhold Groening, Dortmund; Emil Hüsemann, Mülheim (Ruhr); Heinz Kreuz, von Scheele, Lammersforst, Sinnland; Rudolf Seiden, Mödlin b. Wien; G. Steiling, Kray b. Essen.

3. der Frage 3: Ernst Lammert, B. St., Bergbau, Hamborn (Originalradierung „Fridericus“ im Werte von 20 RM.); Helmuth Lehmberg, Lütgendortmund (Buchpreis im Werte von mindestens 10 RM.).

Ein Freiabonnement auf den Jahrgang 8 (1928) mit zweifarbigen Umschlag erhielten: Willy Diekenbroch, Bochum; Heinrich Hesse, B. St., Hüften; Obergeringieur E. Schulte, Castrop-Rauxel.

Zahlreichen Anregungen unserer Leser entsprechend, haben wir

SAMMELMAPPEN

für den laufenden Jahrgang anfertigen lassen. Die unter Verwendung von lichtbeständigem Indanthrenleinen hergestellten Mappen sind in einem dunkelgrünen Farbton gehalten und zeigen auf der Deckelseite in Golddruck die Aufschrift „DAS WERK“ ohne Jahreszahl. Die Mappen veralten daher nicht und sind nach Abschluß eines Jahrgangs stets von neuem zu verwenden.



DIE MAPPEN SIND IN ZWEI AUSFÜHRUNGEN ERHÄLTICH

HALBLEINEN: Leinenrücken und -ecken, Einschlagleisten aus biegsamem Karton
Preis..... RM. 1.25

GANZLEINEN: Besonders starke, dauerhafte Ausführung. Einschlagleisten aus doppelter Leinendecke mit festem Kartenvorstoß und Randver-schnürung. Preis..... RM. 2.50

Zu den vorgenannten Preisen treten die Selbstkosten für Porto und Verpackung.

Bestellungen sind entweder bis zum 22. eines jeden Monats bei den Auslieferungsstellen des „Werks“ (wegen Portosparnis empfehlenswert) oder unmittelbar bei der Schriftleitung, Düsseldorf, Breite Straße 28, aufzugeben. Die Auslieferung erfolgt im ersten Falle mit der Lieferung des folgenden Heftes, im zweiten Falle unmittelbar nach Eingang der Bestellung.

Büchermarkt.

Langer-Grubbe, Totenmasken. Georg Thieme, Verlag, Leipzig. 67 Lichtdrucktafeln, in Ganzleinen gebunden oder in Ganzleinenmappe 36 RM.

Zeitschrift für Organisation (Z für O), Zentralblatt für die Praxis der rationellen Geschäfts- und Wirtschaftsgestaltung. Jahrgang 1 (1927). Herausgeber: Gesellschaft für Organisation. Schriftleiter: Dr. Fritz Wlach. Industrieverlag, Spaeth & Linde, Berlin.

Die Z für O ist ein neuer, moderner, rationeller Zeitschriftentyp. Die Aufsätze sind kurz und klar; kurze Inhaltsangaben leiten sie ein; treffende Zwischentitel zwingen zu scharfer Gliederung und ermöglichen im Verein mit geschickter Saganordnung auch dem eiligen Leser das schnelle Erfassen des wesentlichen Inhalts. Gelegentlich findet sich die dem Film nachgebildete modernste Aufsatzform, die der Bilderreihe mit daruntergesetztem, aber dennoch zusammenhängendem Erläuterungstext. Der Inhalt umgreift alle Gebiete kaufmännischer und betrieblicher Arbeit. Einen bewundernswerten Sinn haben Herausgeberin und Schriftleitung für Verlustquellenenerfassung und Ersparnismöglichkeiten. Das einzelne Heft ist in folgende Hauptgruppen gegliedert: Aus der Organisationspraxis. — Vom Rationalisierungsfortschritt. — Zur Organisationslehre. — Praktische Winke. — Rundfragen und Stellungnahmen. — Internationale Rundschau. Im ersten Halbjahr waren u. a. folgende Geschäftszweige

behandelt: Bergbau, Apparatebau, Textilwirtschaft, Kommunalbetriebe, Handwerk, Einzelhandel, Submissionswesen, Autozentralen, Auskunftsstellen, Hypothekenbanken, rationelle Haushaltsführung, rationelle Wohlfahrtspflege. Keiner dieser Sachaufsätze war für andere Geschäftszweige gleichgültig. Viele sind von allgemeinem Beispielswert. Hinzukommen Aufsätze für alle Geschäftszweige, wie über rationelles Verpacken im Übersee-handel, Vereinheitlichung der Diktatzeichen, energiesparendes Aufschreiben von Postsendeaufträgen, Ortsnumerierung, Werbevorbereitung, Sinn der Kassenkontrolle, Voranschläge im Privatbetrieb, private Konjunkturanalyse für einzelne Geschäftszweige, Behandlung unberlangter Sendungen, Geldzahl- und Geldauszahlungsmaschinen, amerikanische Stenographiermaschinen. Etwas Theorie, aber nur lebendige, wird gelegentlich auch geboten: so macht sich ein bekannter Professor Gedanken über Rationalisierung, ein anderer über Zentralisation und Dezentralisation in der Unternehmung. Schnell und eindringlich unterrichtet die internationale Rundschau. Sie bietet in kürzester Form eine Fülle von Anregungen. — Alles in allem: eine Zeitschrift, die nach ihrer ganzen Anlage das Bezugsgeld lohnt. Wenn sie auch in Zukunft die drei Bedingungen erfüllt, die an einen solchen Berater gestellt werden müssen: Unbestechlichkeit des Urteils über Organisationsmaschinen und sonstige Hilfsmittel; peinliche Objektivität gegenüber den schriftstellenden Organisatoren, auch wenn sie Mitglieder der Gesellschaft sind; und schließlich planmäßige Behandlung aller wichtigen und wirtschaftlichen Erfolg versprechenden Organisationsfragen im Sinne des Untertitels, ohne daß Organisation mit Lügelei verwechselt wird, dann wird man die Z für O die deutsche Organisationszeitschrift nennen dürfen. Dr. P. van Aubel.

Inhaltsverzeichnis.

(Heft 9, September 1927, Jahrgang VII.)

	Seite		Seite
Vom Sinn des Lebens. Von Thomas Carlyle.	1	Die Goldmüge	37—38
Deutschlands Bevölkerung vor hundert Jahren und heute. Von Dr. Thalheim. (Zll.)	2—5	Astronomisches vom September 27. Von Prof. Hülskötter. (Zll.)	39
Deutschlands Wirtschaft in Zahlen. Von Dr. G. Jüsst. (Zll.)	6—7	Was die „Deutsche Turnerschaft“ ist und was sie will. Von Prof. Burgas. (Zll.)	40—41
Industrialismus und Photographie. Von Dr. O. Schürer. (Zll.)	8—10	Schach und Rätsel.	42—43
Schiff in Not! Roman von Lu Volbehr. 7. Fortsetzung.	11—14	Die Botanisiertrommel	44
Vom Schaffen des Bildhauers. Von Prof. H. Fehner. (Zll.)	15—16	Schachkästlein des Wissens.	44
Lee im Schloß Viebrich. Von Liesbeth Dill.	17	Ergebnis des Preisausschreibens „Kritik am Werk“	45—47
Stadtwahrzeichen. Von Helene Wulff. (Zll.)	18—19	Büchermarkt	48
Die größte Klappbrücke des Kontinents. (Zll.)	20	Schaubilder aus Wirtschaft und Politik:	
Flug über Phönizien. Von W. Debus. (Zll.)	21—23	Verteilung der Bevölkerung in Deutschland	2
Deutsche Kolonisten in Palästina. Von R. Seiden. (Zll.)	24—25	Die Bevölkerungsdichte in Deutschland	3
Technische Gedenktage	26	Entwicklung der Geburtenzahl in Deutschland	4
Zur Geschichte des Kraftwagens. Von Dr. P. Martell. (Zll.)	27—29	Cheliche Fruchtbarkeit in den hauptsächlichsten Ländern Europas	5
Der Nachbar. Von F. Reuter. (Zll.)	30	Wie sich Deutschlands Bevölkerung im Wirtschaftsleben betätigt	6
Totenmasken. Von Dr. M. A. Stommel. (Zll.)	31	Die öffentliche Hand in Deutschland	7
Zeit im Bild	32	Sommertage in Deutschland.	26
In Licht und Sonne. (Zll.)	33	Kunstbeilage:	
Die Stuttgarter Ausstellung. Von Dr. H. Grünbaum-Sachs. (Zll.)	34—36	Landshut, St. Martin. Originalholzschnitt von D. Waechter.	
Wie vermeidet man einen elektrischen Schlag? Von Obering. K. Wernicke. (Zll.)	36		

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 28, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 12 RM., Einzelheft 1,20 RM. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 8 RM., Einzelheft 80 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 RM., Einzelheft 50 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrganges werden auf Wunsch nachgeliefert. — Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 28, wohin alle Mitteilungen zu richten sind. Fernsprecher: Sammelnummer: Ortsverkehr 13000, Fernverkehr 23000 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 500.